Nr. 29-30.

Regensburger
Zehnpfennigbibliothek
für
das katholische Volk
und
die christliche Jugend.

Nicht Rast, Nicht Ruhe.

Erzählung
von
Franz Erven.

Zweite Ausgabe.

Regensburg.
Verlags-Anstalt vorm. G. J. Manz.

Regensburger
Zehnpfennigbibliothek
für Volk und Jugend.

Nr. 29—30.

Nicht Rast, Nicht Ruhe.

Erzählung
von
Franz Erven.

Zweite Ausgabe.

Regensburg.
Verlags-Anstalt vorm G. J. Manz.

Erstes Kapitel.

Im Gebirge.

Wie ist es doch etwas so gar Schönes um die lieben Berge! Sind sie nicht gleichsam die Säulen des Himmels, auf denen die Decke des luftigen Domes in seinem herrlichen Azurkleide ruht! Sind es nicht steinerne Gottesfinger, die da hinaufzeigen und uns gemahnen an das ewige Vaterland, wo er, unser Schöpfer und Erhalter thront in unvergänglicher Majestät und Schönheit! Wie locken sie uns, wenn wir sie da liegen sehen weit in nebelgrauer Ferne, daß eine mächtige Sehnsucht in uns nach ihnen erwacht. Wir können uns kaum gedulden, wenn nun endlich der Wanderstab ergriffen und die Reise angetreten wird, zu sehen, wie sie sich denn in der Nähe

dem Auge zeigen werden, diese gewaltigen Zeugen des allmächtigen Gottes. Diese Ungeduld ist es auch, die wir an dem rüstigen Wanderburschen dort bemerken, der, den Stab in der Hand und auf dem blonden Lockenhaare den breitkrämpigen Strohhut, rüstig daher schreitet im leichten, aber zierlichen Sommeranzuge, die Blicke unverwandt auf jene Bergkette gerichtet, die in reines Blau gehüllt, sich vom Flusse her ziemlich weit in's Land hinein erstreckt. Freilich hätte unser Reisender auf dem dort hinschießenden Dampfschiffe viel eher sein Ziel erreichen können, mit Windeseile hätte ihn auch das schnaubende Dampfroß auf eisernem Geleise dahingetragen; aber er verachtet dies Reisen der Neuzeit. Wenn es ihn auch mächtig hinzieht zu jenen Bergen, so will er doch nicht die Reize und Annehmlichkeiten entbehren, die eine Fußtour so vielfach dem Wanderer darbietet. Sein Herz und Gemüth ist noch rein und unverdorben, es hängt noch so recht innig an der Mutter Natur. Jedes Blümchen am Wege ist für ihn ein reicher Fund; jeder Vogelton ergötzt ihn und hallt in seinem Busen melodisch wieder. Er kann sich nicht enthalten, er muß mit einstimmen in den Jubelgesang der Schöpfung und weithin läßt

er seine klare Stimme in den reinen Morgen ertönen. Er jauchzt ein munteres Wanderlied in die frische Luft hinein und trillert mit der Lerche um die Wette zum Lobe des allgütigen Vaters im Himmel. So schreitet er munter und selig gestimmt daher und wenn er auch nicht so bald sein Reiseziel erreicht, als wenn er sich dem Schiffe oder der Eisenbahn anvertraut hätte, sein Genuß ist jedenfalls reicher, seine Freude größer.

Jetzt hat er den Fuß des Gebirges erreicht. Aber so gerne er auch heute noch einen kleinen Ausflug machen möchte auf diesen oder jenen Gipfel, er vermag es nicht, denn sein Fuß ist entkräftet, die Beine versagen ihm für jetzt den Dienst und der Abend hüllt bereits die Gegend mit seinem tiefen Schatten ein. Er vertröstet sich deßhalb auf morgen und sucht ein gastliches Dach auf, wo er sich durch Speise und Trank erquicken und ausruhen kann von den Anstrengungen der Reise. Bald hat er auch das Gesuchte gefunden. Ein bescheidenes Wirthshaus nimmt ihn auf. Die freundliche Wirthin eilt herbei, ihn zu bedienen und bald umfängt ihn auf reinlichem Lager ein gesunder Schlaf. Wir wollen ihn nicht stören, denn er hat denselben nöthig. Doch können wir noch

ein Weilchen den Mittheilungen lauschen, die die flinke Wirthin ihrem Manne über ihren Gast macht, denn sie hat es verstanden, während sie den Jüngling bediente, denselben auszuforschen über Herkommen, Stand, Zweck und Ziel der Reise und sonst noch Manches, worüber sie nun ihrem Gemahl treulich Bericht abstattet.

„Unser Gast," sagt sie, „heißt Gottlieb Eckert, steht im Alter von zwanzig Jahren und besucht schon etliche Semester die Universität in M. Seine Eltern, die in der Nähe von M. wohnen, sind gewöhnliche Bürgersleute, von denen er sagte, daß sie zwar nicht eben in dürftigen Umständen lebten, aber doch auch nicht die Mittel besäßen, um ihn studiren zu lassen. Ein Oheim von mütterlicher Seite bestreite die Kosten des Studirens. Dieser Oheim wohne in Oberd —., wo derselbe nun schon seit einer Reihe von Jahren das Pfarreramt verwalte. Gesehen habe er den lieben Onkel noch nicht, doch sei er jetzt eben auf der Reise zu ihm begriffen. Morgen, mit Tagesanbruch will er wieder fort!"

Was die Wirthin sonst noch Alles ihrem Manne zu erzählen hatte, ist für uns von weniger Interesse. Auch der Wirth mußte nicht viel Werth auf die fer-

neren Mittheilungen legen, denn allgemach nickte er in seinem weichgepolsterten Sorgenstuhle ein und erst sein lautes Schnarchen hemmte den Redestrom seiner Ehehälfte, die während des Geplauders als eine sorgsame Hausfrau hin- und hergetrippelt und die Geräthe gesäubert und geordnet hatte. Nicht lange, so lag auch das Wirthshaus, wie das ganze Gebirgsdorf, in tiefer Ruhe. Nur der Nachtwächter durchschritt sorglich die dunkeln Straßen und tutete von Stunde zu Stunde seine einfache Weise. —

Kaum hatte der Haushahn am frühen Morgen den ersten Schrei gethan, so sprang Gottlieb aus den Federn. Ein gesunder Schlaf hatte ihn erquickt und gestärkt, ein gutes Frühstück kräftigte ihn vollends und als er die mäßige Rechnung berichtigt und die Wirthin ihm noch eine glückliche Reise gewünscht, ging es hurtig in den frischen Tag hinein. Bergauf, bergab durchwandert er das Gebirge. Zwar schüttelt das Laub des Waldes manchen Tropfen herab und die duftigen Kräuter benetzen seinen Fuß mit ihrem perlenden Thau; aber das hindert ihn nicht, tüchtig auszuschreiten, gestützt auf den kräftigen Wanderstab. Die Sonne steigt nun höher und höher, das nasse Grün,

von ihren heißen Strahlen geküßt, dampft und glitzert in den schönsten Farben. Des Waldes Sänger stimmen im stattlichen Laubdome ihr herrliches Morgenlied an und gemahnen den Jüngling, nochmals dem Vater aller Wesen für den neuen Tag andachtsvoll zu danken. Er thut es aus freudigem Herzen, bald ein frommes Gebet still vor sich hinmurmelnd, bald ein heiliges Lied in's Gebirge hineinjauchzend und das vielstimmige Echo sendet es mächtig verstärkt zum Himmel hinauf. — So geht's weiter. Endlich hat er sein Ziel erreicht. Da liegt es vor ihm ausgebreitet in einem anmuthigen Thale das freundliche Städtchen, wo sein geistlicher Onkel wohnt. Wie klopft es so mächtig in des Jünglings Brust, jetzt, da sein Auge schaut, was es so lange schon zu schauen gelüstete!

Genau wie der Onkel so oft in seinem Briefe es geschildert, lag der Ort da ausgebreitet im lieblichen Thal; so viele freundliche Häuser mit den hellblinkenden Fenstern, inmitten das herrlich erbaute Gotteshaus, dessen Thurm so hoch emporragt über alle die Menschenwohnungen fort. Sein vergoldetes Kreuz glitzert und glüht im Sonnenschein und ruft schon von weitem dem Wanderer zu: Hier wohnen recht

viele Jünger des Herrn Jesus, des Gekreuzigten. Umrahmt ist das ganze Städtchen von herrlichprangenden Obstbäumen und weiter zurück umschließen es von allen Seiten die himmelanstrebenden Bergkolosse. Das Alles überblickt des Jünglings trunkenes Auge und fesselt seinen Fuß eine geraume Zeit an den Ort, der ihm zuerst dies reizende Bild erscheinen ließ.

Doch nun verlangt es ihn, einzutreten in das freundliche Städtchen. Er beflügelt seine Schritte, als ob er wieder einholen wollte, was er beim Beschauen versäumt. Bald ist das Städtchen vollends erreicht, bald des Pfarrers Wohnung erfragt und nun steht er vor dem netten Pfarrhause und zieht mit fieberhafter Hast die Klingel. Die schon ziemlich betagte Haushälterin öffnet ihm unter freundlichem Gruß das Gartenthor, führt ihn auf reinlichem Kieswege zur Wohnung und geleitet ihn dort in's Fremdenzimmer, ihn ersuchend, er möge sich einen Augenblick gedulden, der Herr Pfarrer würde gleich erscheinen.

Gottlieb brauchte auch wirklich nicht lange zu warten. Nur wenige Minuten und der Oheim stand vor ihm. Es war ein stattlicher Mann, ein Fünfziger, sein Aeußeres durchaus würdevoll und Ehrfurcht

gebietend. Wenn sich auch ein heiliger Ernst auf seinem Angesichte gelagert, so hatte doch hinwieder sein Auge einen solch heitern, Zutrauen erweckenden, milden Glanz, daß man sich beim ersten Anblicke schon mächtig zu ihm hingezogen fühlte. Und nun erst wenn er sprach. Wie floß es da so salbungsvoll und doch wieder so einfach und natürlich von seinen Lippen. Man sah und hörte es ihm an, sein ganzes Leben, sein Handeln und Reden, alles war Gottesdienst bei ihm. Was er auch that und unternahm, immer war er in der Ausübung seines heiligen Amtes begriffen. Dieser Mann, dieser treue Diener Gottes stand nun vor unserm Gottlieb. Der aber hatte nicht sobald den Onkel eintreten sehen, als er auch schon auf ihn zueilte, seine Hände ergriff und sie mit wahrer Inbrunst an seine Lippen drückte.

„Dank, tausendfachen, herzlichen Dank ihnen, mein lieber Onkel, mein theurer Wohlthäter! O, wie lange habe ich diese Stunde herbeigewünscht, um ihnen zu sagen, wie tief mein Herz von ihrer Güte ergriffen ist. Nie bis heute hat mein Auge sie gesehen und doch haben sie mir schon so unendlich viel Gutes erwiesen. O könnte ich mich doch so dankbar zeigen

gegen sie, als mein Herz es möchte und stürmisch fordert, lieber, theurer Onkel."

„Aber so höre doch endlich einmal auf," versetzte der Pfarrer „meine geringen Dienste für dich bis in den Himmel zu erheben. Was ich für dich gethan, hat mich keine sonderlichen Opfer gekostet und reichlich hast du mir bis jetzt die kleinen Auslagen heimgezahlt. Du bist brav und fleißig gewesen; wenn ich auch lieber gesehen, daß du den geistlichen Stand dir erwählet, so bin ich doch auch s o vollkommen zufrieden mit dir. Wozu man keine Bestimmung fühlt, das soll man auch nicht zu werden versuchen. Du wirst auch als Jurist viel Gutes wirken können, wenn du fortfährst, so fleißig zu studiren wie bis heran und so brav zu bleiben all' deine Lebenstage, wie du bis jetzt gewesen. Deine Mutter, meine liebe Schwester, hat mir fortwährend über dich berichtet und da habe ich nur Gutes vernommen. Einige deiner Professoren sind gute Freunde von mir. Auch sie ertheilten dir die besten Zeugnisse. Ich bin also vollkommen entschädigt für das Wenige, was ich dir gethan und wenn du so fortfährst, woran ich nicht zweifele, so wird es mich niemals gereuen, daß ich dich zum Studiren ver-

anlaßte. Doch nun erzähle mir etwas aus deiner Heimath. Wie geht's zu Hause? Sind Alle noch munter und froh?"

Dem Jünglinge war das Blut bis in die Schläfe gestiegen bei diesem, wie er meinte, unverdienten Lobe des Onkels. Wohl wußte er, daß er redlich gethan, was in seinen Kräften gestanden, aber er hatte bis heute auch nicht ein einzig Mal daran gedacht, daß er deßhalb etwas besonders Rühmliches geleistet. Er hatte es einfach für seine Pflicht und Schuldigkeit gehalten, fleißig und brav zu sein, und so kam ihm die Lobrede des Pfarrers durchaus unerwartet. Wohl freute es ihn, daß sein Wohlthäter zufrieden mit ihm war, aber Lob, glaubte er, habe er nicht sonderlich verdient. Hätte der liebe Onkel nicht mit der theilnahmvollen Frage nach der Familie geschlossen, er, der Student würde schwerlich das rechte Wort der Erwiderung auf des Pfarrers Lobrede gefunden haben. So aber war er in der schönsten Weise aller Verlegenheit enthoben, und bei einer guten Flasche Wein, die sein Verwandter sofort auftischen ließ, war bald seine Verlegenheit verschwunden. Das Gespräch flog hin und her, bald war es die Heimath, bald die Universitätsstadt,

bald waren's die Professoren, bald die Einwohner des Städtchens, in denen sie sich befanden, worüber die Beiden sich unterhielten. Der Pfarrer wußte nur Liebes und Gutes von seinen Pfarrkindern zu erzählen und schilderte dem Jünglinge sein zufriedenes, glückliches Leben mit den wärmsten Worten.

Nachdem sich Beide so recht ausgeplaudert, schlug der Pfarrer seinem Neffen einen kleinen Spaziergang durch's Städtchen und die Umgegend vor, falls dieser nicht zu ermüdet sei und lieber für heute der Ruhe pflegen wolle. Gottlieb konnte nur seine Freude über dieses Anerbieten ausdrücken, und bald wanderten die Beiden hinaus, die Schönheiten der Gegend zu genießen.

Es ist nicht meine Absicht, hier weitläufig die Stadt nebst Umgebung zu schildern, es wird sich im Laufe dieser Erzählung wohl noch oft Gelegenheit dazu bieten. Für jetzt sei nur noch gesagt, daß der Pfarrer erst gegen Abend mit seinem Neffen heimkehrte und nicht eher nachließ, in diesen zu dringen, bis der ihm das Versprechen gegeben, seine ganze Ferienzeit bei ihm, dem Onkel, zuzubringen. Die Mutter Gottlieb's hatte zwar gemeint, mit einigen Tagen Aufenthalt beim Bruder sei es genug. Gottlieb solle dem Onkel

nicht zur Last fallen; allein wie hätte der Jüngling der herzigen, wohlgemeinten Einladung nicht folgen sollen, da ihm ja sonst nichts im Wege stand und der Pfarrer in der liebenswürdigsten Weise jenes Bedenken der Mutter zurückwies.

Gottlieb hatte es auch sicherlich nicht zu bereuen, daß er auf den Wunsch seines Wohlthäters eingegangen. Jeden Tag sorgte dieser in immer neuer Weise für angenehme Unterhaltung seines Neffen. Bald war's ein Ausflug in's Gebirge, bald ein Besuch bei den Gebildeten des Ortes, bald wußte er Gottlieb eine angenehme Beschäftigung in seinem großen, schönen Garten zu geben, bald wieder unterhielt er sich mit ihm über die Gewerbthätigkeit des Ortes, zeigte ihm dessen ziemlich bedeutende Industrie und namentlich die Bergwerke, deren es manche dort herum gab. In den Stunden, wo der Pfarrer durch die Pflichten seiner Seelsorge verhindert war, sein Gesellschafter zu sein, durfte Gottlieb dessen reichhaltige Bibliothek durchmustern und benutzen und fand so immer Stoff vollauf, sich angenehm und nützlich zu beschäftigen und doch zugleich seine Ferienzeit auch zur reichlichen Erholung für sich zu verwenden. Kurz, sein Besuch beim

Onkel, beim Pfarrer Trautmann, war für unsern Studenten eine Zeit voller heiterer Genüsse und segensreicher Thätigkeit. Nur zu rasch verflogen die Tage, die dem Jünglinge zur freien Verfügung standen, und als er endlich scheiden mußte, da sagte er mit feuchten Augen und schwerem Herzen dem guten, lieben Onkel Lebewohl.

Auch dem Priester wurde es schwer, sich von dem muntern, aufgeweckten, herzensfrohen und seelenguten Jünglinge zu trennen. Er hatte sich in den wenigen Wochen schon so an seine Gegenwart gewöhnt, daß er ihn am liebsten immer bei sich behalten hätte. Allein, da dies nun einmal nicht sein konnte, so reichte er dem Scheidenden lächelnd die Hand zum Abschiede, gab ihm noch recht viele, warme Grüße an Verwandte und Bekannte mit und entließ den Neffen mit reichlichem Zehrgelde.

Zweites Kapitel.

Der Bruder.

Pfarrer Trautmann war, wie wir bereits gehört, schon manches Jahr Seelsorger des Städtchens Oberd —, hatte sich während dieser Zeit die volle Zuneigung und Liebe seiner Pfarrkinder erworben und wurde sogar von den Andersgläubigen des Ortes geehrt und geachtet. Dies war aber kein Wunder. In weiter Runde gab es wohl keinen unter seinen Amtsbrüdern, der ihn an Eifer, an Pünktlichkeit und Treue im heiligen Beruf übertraf. Wie erbaute er die ganze Gemeinde, wenn er am Altare stand und das heilige Opfer für sich und die ihm anvertraute Heerde dem Herrn darbrachte! Wie drang sein Wort so mächtig in's Herz des Zuhörers hinein, wenn er

in Predigt und Christenlehre die Geheimnisse des Glaubens, die Lehre des Heils den Gläubigen vortrug! Und erst im Stuhle der Buße und am Krankenlager, wie war er da in des Wortes schönster Bedeutung so recht ein treuer, unermüdlicher, väterlicher Seelsorger. Jung und Alt, Groß und Klein lagen ihm am Herzen. Alle umfaßte er mit gleicher Liebe. Am meisten aber das verirrte Schäflein seiner Heerde. Da ruhte und rastete er nicht, bis er es dem ewigen Hirten, seinem Herrn Jesus Christus wieder zugeführt hatte. Und erst die Armen, wie viel Gutes that er ihnen. Manch' stillgeweinte Thräne wußte seine Hand zu trocknen, manchem Hungrigen, manchem Darbenden brachte er Nahrung und Erquickung. Wie viele betrübte Herzen hatte er schon getröstet, wie vielen Leidenden war er hülfreich beigesprungen. So war er in Wahrheit ein Mann nach dem Herzen Gottes, ein geistlicher Vater seiner Gemeinde und Alle, Alle liebten ihn auch wie die Kinder nur jemals ihre Eltern lieben können.

So lebte und wirkte der Pfarrer für seine Schäflein. So besorgt war er aber nicht minder für seine eigenen Anverwandten. Von seinem Neffen Gottlieb haben wir schon berichtet, wie er so bereitwillig die

Kosten des Studirens für diesen deckte. Aber auch den andern Gliedern seiner Familie hatte er reichlich Gutes gethan. Am stärksten aber zeigte sich sein mildthätiges Herz in der Sorge für seinen jungen Bruder. Freilich war dieser so jung nicht mehr, denn er war schon über die Dreißig hinaus. Aber er hatte ihn gepflegt und gehütet von dem Tage an, wo die guten Eltern gestorben. Sofort nahm er den damals erst sechzehnjährigen Knaben zu sich und verwandte die größte Sorgfalt auf dessen Erziehung. Zu einem braven, glücklichen Menschen wollte er ihn heranbilden, und seine Schuld war es sicher nicht, daß sein Bruder Heinrich es nicht wurde. Schon im elterlichen Hause hatte dieser nicht gut thun wollen. Da war Spiel und Müßiggang ihm lieber, als eine nützliche Beschäftigung. Das Lernen behagte ihm nicht und er ging ihm aus dem Wege, wo er nur konnte. Die verkommensten Kinder wählte er sich zu seinen Spielgefährten und an allen losen Streichen nahm er den regsten Antheil. Und wie Müßiggang immer aller Laster Anfang ist, so auch bei ihm. Ungehorsam und Störrigkeit gegen die Eltern, Mißachtung gegen den Lehrer, sie waren es, wodurch er seinen Erziehern

vielfach Kummer und Herzeleid verursachte. All' ihren Befehlen setzte er nur Trotz entgegen, für ihre Ermahnungen und Warnungen hatte er taube Ohren, ihre Liebe und Güte belohnte er durch schnöden Undank und bei den Strafen, wozu sie sich gezwungen sahen, verhärtete sich sein Herz nur immer mehr. Wie oft wiesen die Eltern ihn auf den geistlichen Bruder hin, den er sich zum Vorbilde nehmen sollte, aber nichts fruchtete bei ihm. Ja, diese häufigen Hindeutungen auf den reinen, gottwohlgefälligen Lebenswandel des Bruders erzeugten sogar in Heinrich's Herzen einen heimlichen Groll gegen diesen. War es für die übrigen Glieder der Familie jedesmal ein Freudentag, wenn der Priester dann und wann zum Besuche kam, so wich er hingegen dem Bruder überall aus und ließ sich erst wieder sehen, wenn dieser abgereis't war. Nicht immer gelang ihm zwar dies Zurückziehen. Mehrmals hatte der geistliche Bruder ihm dann in liebevoller Weise zugesprochen, ihm sein Vergehen in der schonendsten Weise vorgehalten und ihn ermahnt, doch den Eltern nicht solchen Kummer und Verdruß zu bereiten. Doch auch das verschlug nichts bei ihm. Er blieb vor wie nach ein ungerathener

Sohn, und daß seine Eltern so früh in's Grab sanken, daran trug er wohl nicht die geringste Schuld.

Und doch besann sich beim Tode der Eltern der Pfarrer Trautmann keinen Augenblick, diesen schon so früh verdorbenen Bruder zu sich zu nehmen.

„Er ist noch jung, dachte der Priester. Habe ich ihn beständig unter meiner Obhut, ist er dem Umgang mit den verkommenen Kameraden entrückt, so wird er sich doch noch bessern. Ich will ihn nicht aus den Augen lassen, Tag und Nacht will ich für ihn zum Herrn flehen, ihn mit Liebe und Güte behandeln und ich werde ihn sicher wieder auf den rechten Weg bringen!"

Was der Priester gelobt, das hielt er auch treulich. Er bereitete dem entarteten Bruder ein durchaus angenehmes Leben bei sich im Hause, Er ließ ein Zimmerchen für ihn gar traulich und hübsch einrichten, er theilte im Garten Beete ab, die nur zu eignem Vergnügen Heinrich bepflanzen sollte, er verschaffte ihm die schönsten Unterhaltungsbücher, Farb- und Baukasten, sogar eine Werkstätte im Kleinen legte er für ihn an und wollte so den Verkommenen, der jeder nützlichen Thätigkeit abhold war, gleichsam spielend

beschäftigen und zu Arbeit und Fleiß gewöhnen. So lange die Neulust bei Heinrich anhielt, ging's auch ziemlich gut mit ihm. Stundenlang konnte er sich bald mit diesem, bald mit jenem beschäftigen, und wenn auch Alles, was er that, noch wenig Anspruch auf eine ernstere Thätigkeit machen konnte, so durfte man sich doch der Hoffnung hingeben, ihn mit der Zeit auch dafür zu gewinnen. Allein diese Hoffnung erwies sich nur zu bald als eine nichtige. War der Reiz der Neuheit verwischt, verschwunden, so schlenderte er ebenso träge und nur auf lose Streiche sinnend umher, wie zuvor. Wenn auch der Bruder ihm immer wieder Neues bot, einmal mußte dies doch aufhören, zumal, da sich nicht der geringste Nutzen herausstellte, trotz aller Auslagen, die der Pfarrer deßhalb machte. Heinrich wurde gerade nicht schlimmer im Hause des Bruders; es fehlte ihm da zu sehr an Gelegenheiten, denn sorgsam wachte das treue Auge des Seelsorgers über ihn. Aber es entschwand doch mit jedem Tage die Aussicht immer mehr, den Bruder zu einem geordneten, thätigen, für sich und Andere nutzbringenden Lebenswandel zu bringen. Alle Vorschläge, die sein Bruder Karl, so hieß der Pfarrer, ihm machte, irgend

einen Stand, ein Gewerbe, eine Profession für sein späteres Fortkommen zu wählen, waren umsonst gethan, jedes gute, herzige Wort des Bruders war und blieb in den Wind geredet. Weder Güte noch Strenge fruchtete bei ihm.

Wohl begann Heinrich das Eine oder Andere, aber nichts setzte er durch. Gar bald ließ er immer wieder die Flügel hängen. Am Studiren fand er erst recht keinen Geschmack und nur die unausgesetzten Bemühungen des Geistlichen brachten soviel zu wege, daß Heinrich zur Nothdurft das Lesen, Schreiben und etwas vom Rechnen lernte. Darüber hinaus war bei ihm nichts weiter zu erreichen. Zu manchem braven Meister hatte Karl ihn schon in die Lehre gethan; aber immer wieder mußte er ihn zurücknehmen, wollte er nicht Schmach und Schande an ihm erleben.

So wuchs Heinrich im Hause seines Bruders, das ihn so gastlich aufgenommen, zwar zu einem großen, starken Jünglinge auf, aber er war und blieb, was man im gewöhnlichen Leben einen Bummler nennt. Daß er nicht noch Schlimmeres wurde, dieser Tagedieb, daß er nicht vom Müßiggang zu Diebstahl und Allem, was dieser sonst in seinem Gefolge hat, hingetrieben

wurde, das verdankte er nur der übergroßen Güte und und der steten Wachsamkeit seines Bruders, der ihm auf der einen Seite so gern jeden billigen Wunsch erfüllte, auf der andern Seite ihm aber auch fast die Möglichkeit abschnitt, schlecht zu werden. Auch mochte Heinrich doch noch soviel Ehrgefühl besitzen, um einzusehen, daß sein geistlicher Bruder, wegen dessen man auch ihn allgemein mit Schonung beurtheilte und behandelte, unmöglich einen liederlichen, lasterhaften Menschen bei sich behalten könnte.

Mit der Zeit schwand aber auch diese Rücksicht, die er bisher auf den Bruder genommen. Der Mensch ist einmal zur Thätigkeit geboren. Beschäftigt er sich nicht mit nützlichen Dingen, so treibt er Tändeleien und Unfug und verfällt zuletzt nur auf Böses. Gerade so erging es dem trägen Heinrich. Er war jetzt so recht in seinen Flegeljahren und weil er sich nicht an die Braven und Edlen des Ortes anschließen mochte, so suchte er sich solche zu seinen Kameraden aus, die seines Gleichen, oder noch schlimmer waren und trieb mit ihnen alle möglichen losen Streiche. Nicht immer konnte Karl den mißrathenen Bruder im Auge behalten. Die Stunden, wo diesen die vielfachen Pflichten seiner

Seelsorge in Anspruch nahmen, benutzte jener, um mit seinen Kumpanen zusammen zu kommen und nach Herzenslust allen Ausschweifungen, dem Kartenspiel und dem Trunke zu fröhnen.

Dem Bruder konnte indessen dies Treiben nicht verborgen bleiben. Mit brüderlicher Liebe, mit heiligem Ernste sprach er dann Heinrich zu, zeigte ihm den Abgrund, an dessen Rande er sich schon befand, forderte ihn im Namen des Gekreuzigten auf, doch einzuhalten auf dem verderblichen Wege und schleunigst umzukehren, jetzt, da es noch Zeit sei! Er beschwor ihn, an das Heil seiner armen Seele zu denken und abzulassen von den schlimmen Gesellen, die ihn nur zeitlich und ewig unglücklich machen könnten. Doch umsonst.

Eines Tages hatte die Seelsorge den guten Pfarrer wieder sehr in Anspruch genommen. Eine ansteckende Krankheit war in dem Städtchen ausgebrochen und Trautmann mußte fast beständig von einem Krankenlager zum andern wandern, um seinen leidenden Pfarrkindern den himmlischen Trost und die mächtigen Stärkungen der heiligen Religion zu bringen. Gänzlich erschöpft kehrte er, es war beinahe Mitternacht, in seine Wohnung zurück. Die sorgliche Haus-

hälterin war gleich bei der Hand, dem lieben Herrn alle möglichen Bequemlichkeiten zu bereiten und ihn beim Abendessen zu bedienen. Aber ehe der Priester noch den ersten Bissen zum Munde geführt, da polterte und rumorte es an der Hausthüre, und als die Haushälterin geöffnet, taumelte Heinrich schwer angetrunken in's stille Heiligthum des Hauses. Anstatt wie sonst sein Zimmer gleich aufzusuchen und dort den Rausch auszuschlafen, stolperte er nun in's Gemach des Bruders hinein, und warf sich rücksichtslos auf's Sopha hin, daß dieses in allen Fugen krachte. Das war dem Manne Gottes doch zu arg. Mit gerechtem Unmuth verwies er dem Trunkenen sein wüstes Gebahren, indem er unter Andern zu ihm sprach: „Wenn du denn durchaus Gott zu Liebe dein sündiges Treiben nicht lassen willst, so solltest du doch wenigstens soviel Rücksicht auf mich haben, daß du nicht noch in nächtlicher Stunde in einem solchen Zustande in meine Wohnung hineinfällst. Und wenn du vor dir selbst keine Scham hast, so solltest du doch wenigstens bedenken, welch' ein böses Beispiel und welch' Aergerniß du der Gemeinde gibst, die mir der Herr anvertraut hat, sie auf dem Wege der Tugend zum Himmel zu führen!"

Allein Heinrich, seiner Sinne nicht mehr mächtig, war während dieser Ansprache des Bruders mit dem schweren Kopfe auf einen Sophaarm gesunken, und laut schnarchend, hörte er von der wohlgemeinten Ermahnung keine Silbe.

Nun bereute es der Pfarrer, daß er sich in seinem Unmuthe hatte hinreißen lassen, an einen Trunkenen seine Worte zu verschwenden. In heißem Gebete wandte er sich an seinen Schöpfer um Gnade und Verzeihung für seinen sündigen Bruder und versuchte dann, noch das Auge gefeuchtet von bitterm Seelenschmerz, diesen zu wecken und ihn zu veranlassen, seine Lagerstätte aufzusuchen. Allein, der war nicht zum Menschen zu bringen und so blieb dem bekümmerten Manne nichts anders übrig, als Heinrich auf dem Sopha die Nacht zubringen zu lassen. Dem Herrn des Himmels vertrauend, daß der diese traurige Lage in der einen oder andern Weise ändern werde, begab der Pfarrer sich zur Ruhe. Aber lange wollte kein Schlaf in seine Augen kommen. Die Sorge um den Verlorenen wich nicht von ihm und vielleicht war es nur die übergroße Anstrengung des Tages, die ihn gegen Morgen doch noch auf kurze Zeit entschlummern ließ.

Der junge Tag begann kaum den östlichen Himmel zu röthen, so erwachte der Priester auch schon wieder. Nachdem er die Erstlinge des Tages dem Herrn gewidmet, trat er mit schwerem Herzen in das Zimmer, wo noch der Bruder in festem Schlafe lag. Dort auf und abgehend, überlegte der Pfarrer, was nun weiter mit Heinrich zu beginnen sei. Unter einem Dache konnte er nicht mehr mit dem Wüstlinge leben und doch zitterte er schon bei dem Gedanken, denselben von sich zu weisen.

„Was soll aus ihm werden," so sprach der Pfarrer bei sich selbst, „wenn du ihn aus dem Hause verweisest! Bis jetzt hat ihn noch das, wenn auch noch so schwache Schicklichkeitsgefühl, vom gänzlichen Verderben zurückgehalten. Ziehst du aber deine Hand von ihm, so wird er alle Rücksichten hintenansetzen und gänzlich zu Grunde gehen. Ja, vielleicht ist es ihm eine erwünschte Gelegenheit, unter dem Vorwande, von dir verstoßen zu sein, allen bisher verborgenen Leidenschaften ungenirt die Zügel schießen zu lassen. Wenn auch alle, die dich genauer kennen, dich freisprechen werden von jeder Schuld an seinem Untergange, es gibt der Böswilligen noch immer genug,

die mit beiden Händen darnach greifen werden, dir dann die volle Schuld zuzumessen!“

Rathlos schritt der gequälte Mann auf und ab. Hundert Pläne ersann er, um sie im nächsten Augenblicke als unausführbar oder nicht räthlich wieder zu verwerfen. Endlich glaubte er, den richtigen Ausweg gefunden zu haben.

„In meinem Hause kann Heinrich nicht länger verweilen, will ich mich nicht selbst bei allen Gutdenkenden herabwürdigen. Ihn verstoßen darf und kann ich aber auch nicht. Ich will ihm hier im Orte eine Wohnung miethen, ihm ein kleines Geschäft einrichten und ihm so alle Mittel an die Hand geben, sich selbst ehrlich fortzubringen. Der Herr wird wohl seinen Segen dazu geben. Ich habe ihn dann ja doch noch stets unter meinen Augen und werde nicht weniger über ihn wachen, als jetzt!“

War auch die Hoffnung schwach, die der Bruder auf diesen Plan baute, es blieb ihm doch kein besserer Ausweg übrig und heute noch wollte er zur Ausführung seines Vorhabens schreiten. Nur eins machte ihn noch besorgt. Er befürchtete, Heinrich möchte auf den Plan nicht eingehen wollen. Was

dann? Sollte er ihm dann die Thüre weisen und gänzlich seine Hand von ihm abwenden?

Abermals stand der Pfarrer an einer Klippe, an der sein gutgemeinter Plan zu scheitern drohte. Indem er sich neuerdings abquälte, auch für den Fall der Ablehnung einen neuen Ausweg zu finden, erwachte Heinrich; rieb sich die blöden Augen, und schaute ziemlich verwundert um sich. Erst nach und nach schien es ihm beizukommen, wo er sich befinde, und wie er in diese Lage gerathen sei.

„Guten Morgen, Heinrich!" sagte Karl. „Du siehst dich so verlegen um, als ob du dich selbst darüber wundertest, dich hier zu finden. Um so eher wird es dir begreiflich sein, wie schmerzlich es mich berührte, als du verflossene Nacht in völlig trunkenem Zustande hier herein stolpertest, dich, alle Schicklichkeit bei Seite setzend, auf's Sopha warfst, und bald nicht mehr zu dir selbst zu bringen warst. Du wirst dich unter solchen Umständen nicht darüber wundern, wenn ich dir eröffne, daß ich dich nun wohl nicht länger bei mir behalten kann. Schon wegen meiner selbst, wegen meiner eigenen Ruhe und Häuslichkeit, noch mehr aber wegen meiner Pfarrkinder kann ich das

nicht länger so gehen lassen. Damit du aber siehst, daß ich noch immer dein Bestes will, so habe ich beschlossen, Dir eine Wohnung hier im Städtchen zu miethen, Dir ein Geschäft dort einzurichten und Dir die Mittel an die Hand zu geben, daß du dich selbst bei etwas gutem Willen ehrlich ernähren kannst. Ich hoffe, du wirst meinen Vorschlag annehmbar finden, so daß wir heute noch zur Ausführung desselben schreiten können!" Hier schwieg der Pfarrer und erwartete voll Spannung Heinrichs Antwort.

Wider alles Erwarten ging dieser sofort auf den Plan ein und im Laufe des Tages wurde schon alles Nöthige geregelt und geordnet.

Am folgenden Morgen bezog Heinrich die neue Wohnung und eröffnete das Geschäft.

Drittes Kapitel.

Die Comödiantenbande.

Der Pfarrer glaubte halb gewonnen zu haben, als Heinrich so ohne alle Einsprache sein Anerbieten annahm, obgleich er wohl wußte, wie schwer es dem Menschen hält, sich zu einem bessern Lebenswandel zu bekehren, wenn er schon geraume Zeit auf der breiten, abschüssigen Bahn des Verderbens gewandelt. Daß die Besserung des Bruders nicht so urplötzlich und ohne Rückfälle vor sich gehen würde, darüber gab sich der Pfarrer Trautmann sicher keiner Täuschung hin. Er freute sich nur über die Bereitwilligkeit Heinrich's!

Endlich, nachdem sein gestriges Auftreten doch über alle Schranken ging, dachte der Priester, endlich wird er zur Einsicht und in Folge davon auch zur

Reue gekommen sein. Wenn auch sein Vorsatz zur Aenderung des bisherigen Lebens noch schwach sein mag, er hat ihn doch wenigstens einmal gefaßt. Mit Gottes Hülfe hoffe ich ihn von Tag zu Tag mehr darin zu stärken und zu befestigen und gewinne so dem Herrn wieder einen verlorenen Sünder und mir einen braven, lieben Bruder!

So hoffte der biedere Mann, um Erfüllung dieser Hoffnung bat er an diesem Morgen beim hl. Meßopfer gar inbrünstig den Herrn, um zur Verwirklichung dieser Hoffnung beizutragen, scheute der Gute keine Mühe. Kein Tag verging, an dem er nicht dem Bruder seinen Besuch abgestattet, ihm in der liebevollsten Weise mit den eigenen Erfahrungen und Kenntnissen an die Hand gegangen wäre, ihn mit Rath und That unterstützt hätte.

Anfangs ließ sich auch Alles recht gut an. Heinrich war thätig in seinem kleinen Geschäfte und wenn auch in den ersten Tagen die Kundschaft noch eine schwache war, nach und nach fanden sich der Käufer schon mehr ein. Kamen sie auch nicht gerade des Heinrichs wegen, so doch um so lieber dem allgemein geschätzten Seelsorger zu Gefallen, so daß der Fortgang des Unter-

nehmens gesichert erschien. Aber dennoch war hievon nichts zu bemerken. Statt daß Heinrich dahin hätte kommen müssen, von Tag zu Tag mehr auf eignen Füßen zu stehen, vom Nutzen, den das Geschäft abwarf, dieses zu vergrößern und also immer reichlichern Gewinn zu erzielen, quälte er den Bruder fortwährend um neue Zuschüsse. Da mußte diesem die Sache doch bedenklich vorkommen. Es ließ sich an den Fingern abzählen, Heinrich mußte mit jedem Tage mehr Vortheil aus dem Geschäfte ziehen. Woher kam also das andauernde Bedürfniß, die Kasse des Pfarrers in Anspruch zu nehmen?

Der Pfarrer, der in diesem Widerspruche Licht haben wollte, verdoppelte die Ueberwachung des Bruders, konnte aber geraume Zeit nicht dahinter kommen! Da bat er vertraute Freunde,-ebenfalls ein Auge auf des Bruders Leben haben zu wollen, um die richtige Spur zu finden.

Leider fanden diese gar bald, wie die Sache zusammen hing. Heinrich hatte sich nicht im Mindesten gebessert; vielmehr war er in einer Beziehung noch schlimmer geworden. Früher trieb er sein wüstes Leben doch noch offenbar, jetzt war er zum ausgemachten

Heuchler geworden. Am Tage, so lange er seinem Geschäfte vorstehen mußte, wußte er seine Leidenschaften zu bezwingen; aber hatte er Abends seinen Laden geschlossen, so ergab er sich um so mehr seinen Lasterhaftigkeiten. Er suchte sich dann reichlich zu entschädigen für den Zwang, den er sich während des Tages auferlegt. Nicht mit einem seiner schlechten Mitgenossen hatte er gebrochen. Am Abende fanden sie sich in einer schlechten Kneipe zusammen und verbrachten die Stunden der Nacht in wüstem Gelage, ja oft schaute der junge Tag schon zum Fenster hinein, ehe sie sich mit schwerem Kopf und leerem Beutel von einander trennten. Freilich hatten Heinrichs Spießgesellen meist einen leeren Beutel, oder äußerten dies wenigstens. Die Schlauen wußten wohl, daß Heinrich dann die ganze Zeche bestritt und sich noch eine Ehre daraus machte, für sie mit einstehen zu können.

Wie konnt' es da anders sein, als daß das Geschäft trotz aller Kundschaft den Krebsgang ging und des Bruders Kasse immer herhalten mußte.

Als der Pfarrer den Bruder nach jener Nacht, wo dieser völlig unzurechnungsfähig ihm in's Haus gefallen war, den Vorschlag mit dem Geschäfte gemacht,

war dieser eben darum auch so bereitwillig auf Karls Plan eingegangen. Der Schlaue hatte schnell übersehen, wie er gerade auf diese Weise am besten die Mittel finden werde, seinen Lüsten zu fröhnen, und wie er obendrein auch noch der lästigen Ueberwachung von Seiten des Bruders überhoben sei. Was also der Pfarrer für den ersten Schritt zur Besserung angesehen, war nur ein weiterer Schritt zum Verderben gewesen.

Wie war des armen Seelsorgers Herz bekümmert, als die Freunde, die er sich zu Wächtern seines Bruders erbeten, ihm diese Nachricht brachten!

„So ist denn auch diese Hoffnung, wie so viele früheren, zu Grabe getragen," seufzte der Brave, der so gerne den Bruder vom Rande des Abgrundes zurückgehalten, dem er sich mit großen Schritten nahte. „So bleibt mir den kein anderes Mittel mehr, als Strenge gegen ihn. Alle meine Liebe und Güte hat er mit Undank vergolten, und mit Füßen getreten. Meine Schonung und Milde scheint ihn nur gleichgültiger und dreister gemacht zu haben. Nun will ich ihm die Mittel entziehen zu seinem Sündenleben. Vielleicht ist da noch Hoffnung!"

Als Heinrich das nächste Mal wieder beim Bruder vorsprach und ihn neuerdings um Geld anging, hielt der Pfarrer ihm in ernster Weise seine Heuchelei und sein Lasterleben vor.

„Wie kannst du es wagen, meine Güte abermals in Anspruch zu nehmen, da dein Inneres dir doch sagen muß, daß du dieselbe durchaus nicht verdienst, indem du dich einem noch schlimmern Lebenswandel hingegeben, denn vordem. Allein, was sage ich, dein Inneres scheint stumm und taub zu sein. War es doch schon taub in deinen Knabenjahren. Wenigstens wußtest du es immer zum Schweigen zu bringen, wenn es dich ermahnte, den wohlgemeinten Warnungen der Eltern und Geschwister zu folgen. Taub war es, als die guten Eltern starben, wo es dir hätte zurufen müssen, daß du sie vor der Zeit in's Grab gebracht. Taub nur allein ist es nicht gegen die Lockungen der Sünde, gegen die schlechten Rathschläge deiner liederlichen Kameraden. Siehe, Heinrich! Nichts hat dich bessern können und ich würde mich nur gegen Gott versündigen, wollte ich dir noch ferner die Mittel reichen, daß du dein sündhaftes Treiben fortsetzen könntest. Von dieser Stunde an ziehe ich meine Hand

von dir zurück, bis zu dem Augenblicke, wo ich die vollkommene Ueberzeugung habe, daß du dich gebessert. Dann komme wieder zu mir. Haus und Hand sollen dir dann wieder offen stehen. Nun gehe hin und beſſ're dich!"

Der tiefergriffene Geistliche reichte dem verkommenen Bruder die Hand zum Abschiede hin. Allein dieser drehte ihm kalt den Rücken und ging hohnlachend davon. —

„Hast du schon gelesen, was im Tagesblättchen steht?" fragte am andern Morgen ein wohlbeleibter Bürger des Städtchens seinen Nachbar, der ihm eben auf der Straße begegnete. „Des Pfarrers Bruder will sein Geschäft mit der ganzen Einrichtung wieder verkaufen!"

„Gelesen habe ich's nicht," entgegnete der Gefragte. „Indeß nimmt mich's nicht groß Wunder. Es war wohl vorauszusehen, daß dieser Taugenichts auch da der alte Sünder blieb. Von Herzen bedaure ich den braven Pfarrer, der so viel an dem Schlechten gethan. Wie ich höre, soll er nun seine Hand ganz von dem Liederlichen abwenden!"

„Daran thut er ganz Recht. Mancher Andere

hätte es schon längst gethan. An dem Subjekte ist doch Hopfen und Malz verloren!"

Sich einander grüßend, gingen die Beiden auseinander.

Aehnlich äußerten sich an dem Tage die Meisten, denen die Ankündigung des Verkaufes zu Ohren oder zu Gesichte kam.

Nach ein paar Tagen hatte ein anderer Insasse des Städtchens schon das Geschäft käuflich an sich gebracht und hat niemals Ursache gehabt, den Kauf zu bereuen. Von Heinrich sah und hörte man nichts mehr. Er war von dem Tage an verschollen. Abends vorher aber hatte noch einmal ein recht tolles Gelage in jener Kneipe Statt gefunden. Heinrich gab den Abschiedstrunk, wie es hieß und dabei schlug man gar sehr über den braven Pfarrer los.

„Ich würde es dem Pfaffen schon eintränken," äußerte einer der Niederträchtigen. „Dich so wie einen Hund vor die Thüre zu schmeißen." „Wodurch ist er denn das geworden, was er ist," sagte ein Anderer. „Dein Vermögen, dein Eigenthum hat er mit verstudirt. Nun hast du den Dank dafür erhalten."

Ein dritter meinte, ein solch' geistlicher Bruder

sei doch immer noch zu etwas gut. Wenn Niemand sich um Einen bekümmere, ein solcher sei aber immer bei der Hand, gute Rathschläge, Warnungen und Befehle zu ertheilen.

„Ja, aber die sind wohlfeil, die kosten ihm nichts," setzte ein vierter hinzu und so ging das lasterhafte Geschwätz unter diesen Kumpanen noch lange hin und her. Heinrich war auf diese Weise so lange aufgehetzt und aufgezogen worden, daß er zuletzt in der größten Wuth auf den Tisch schlug, wild um sich blickte und sagte: „Nun ist des Geschwätzes genug. Ihr habt gar nicht nöthig, mich gegen meinen Herrn Bruder aufzustacheln. Das hat dieser schon selbst besorgt und ich werde es ihm seiner Zeit schon heimzugeben wissen. Nun aber kein Wort mehr von ihm. Oder soll er mir auch noch den heutigen Abend versalzen und verbittern!"

„Nein, nein! schrieen Alle. „Es lebe unser Heinrich! Hoch, hoch und nochmals hoch!" Damit stießen sie die Gläser zusammen, daß manches davon in Stücke sprang. So feierte Heinrich seine Abschiedsstunde. — — —

Jahre waren dahin gegangen. Da sah man eines

Tages, es war im Spätherbste, ein sonderbares Fuhrwerk sich dem Städtchen nähern. Ein kleines, armseliges Rößlein, dem man alle Rippen am hagern Rumpfe zählen konnte, zog dasselbe vorwärts. Ein Mann, der etwa dreißig Jahre alt sein mochte, führte es sorglich am Zügel. Man hätte meinen sollen, er gehe darum so vorsorglich neben ihm her, damit der arme Gaul nicht nach einer Seite umschlage. Dieser Mann war gar wunderlich anzusehen. Sein langes, rabenschwarzes, glänzendes Haar hing wirr um seinen Kopf, in dem ein paar lebendige Augen saßen, deren dunkeles Feuer unstät hin und her blitzte. Die Farbe seiner Haut war schmutziggelb, fast braun und die ganze Gestalt kaum von mittlerer Größe, aber wie es schien von großer Behendigkeit. Die einzelnen Theile seines Anzuges paßten so schlecht zu einander, daß man ihnen wohl ansehen konnte, sie mußten früher von verschiedenen Besitzern getragen worden sein. Hatten die Beinkleider das Aussehen, als ob sie dem geringsten Tagelöhner eigen gewesen, so hatte vielmehr der reichverschnürte, kurze Rock sicher ehemals einen lustigen Studenten zum Herrn gehabt, wogegen die rothe Weste mit den weißen Messingknöpfen wohl ur-

sprünglich einem Lakeien angehört. Ein buntes Kattuntaschentuch trug der Mann lose um den Hals geschlungen und auf dem dichten Haare saß ein verschossenes Sammetbarett, wie man's wohl, freilich in besserm Zustande auf dem Haupte eines Malers schauen kann. Das Fuhrwerk selbst war ein langer, grüner, mit kleinen Fenstern versehener Kasten, aus dessen gewölbter Decke ein Stück Ofenröhre hervorguckte, die ihren dünnen Rauch selbst jetzt, während des Fahrens in die Luft ausströmen ließ. Dieser Kasten selbst war reichlich bevölkert.

Vorne auf dem Bocke saß eine Persönlichkeit, die der eben beschriebenen, dem Pferdelenker, sprechend ähnlich war: dasselbe rabenschwarze, ungekämmte Haar, dieselben brennenden Augen, die, man möchte sagen, spitzbübisch umherblickten, dieselbe fast pergamentartige Hautfarbe, aber auch die Geschmeidigkeit bei gleichfalls kleiner Statur. Dieser Mann war wo möglich noch phantastischer gekleidet, als der Führer des Wagens. Man hätte meinen sollen, er wäre eben von einer Maskerade gekommen, bei der es noch zugleich sehr wild hergegangen, denn die einzelnen Kleidungsstücke, deren grelle Farbe und sonderbarer Schnitt sonst nur

zur Fastnachtszeit zu sehen sind, hingen hier und da zerfetzt an seinem hagern Leibe. Auf jedem Knie saß ein Kind, verwildert, aber munter und listig darein schauend und jungen Mohren nicht unähnlich, nur daß die Hautfarbe heller und das Haar mehr glatt, als kraus war. Beide, das eine war ein Knabe, das andere ein Mädchen, waren kaum halb in Fetzen eingehüllt, schienen sich aber, trotz dieser armseligen Bedeckung, wie gesagt, recht wohl zu fühlen. Sie schaukelten sich auf dem Knie dessen, der wohl ihr Vater sein mochte, lachten dazu hellauf und machten allerlei Grimassen und schelmische Geberden. Im Kasten selbst befanden sich noch vier Erwachsene und mehrere Kinder von verschiedenem Alter. Unter den Erwachsenen zeichneten sich namentlich zwei Frauenzimmer durch ihren schlampigen, schmierigen Anzug, wie durch ihr ganzes Wesen, dem nicht die geringste Spur von Sittsamkeit und Sittlichkeit beiwohnte, sehr unvortheilhaft aus. Hinter dem Fahrzeug trollten sich noch zwei ältere Frauenzimmer fort, die in einem weiten Hängetuch noch Säuglinge auf dem Rücken trugen, an deren zeitweises Schreien sie sich wenig zu kehren schienen. Diese ganze Gesellschaft mit sammt ihrem

sonderbaren Transportmittel wird der geneigte Leser sicher schon als eine jener Zigeunerbanden erkannt haben, wie sie auch jetzt noch so häufig unser Vaterland durchziehen, theils bettelnd, theils raubend, bald durch Wahrsagerei, bald durch Ausführung von Taschenspielerei, durch Kunstproduktionen mancherlei Art sich ihr abenteuerliches Leben zu fristen suchen.

Diese saubere Gesellschaft also hielt eines Tages ihren Einzug in unser Gebirgsstädtchen, und Jung und Alt blieb auf der Gasse stehen und gaffte die seltsamen Leute mit dem sonderbaren Fuhrwerk an. Einzelne Kinder aber, die vergnügt am Boden gesessen und sich dort in ihrer unschuldigen Weise an kleinen, selbst gebauten Erdhügeln oder auch Vertiefungen, an zierlichen Schiffchen, die sie auf der Gosse schwimmen ließen, erfreut hatten, sprangen jetzt eilig auf, ließen Spielzeug, Berg und Thal hinter sich und rannten erschrocken der elterlichen Wohnung zu. „Da kommen Zigeuner;“ war Alles, was sie auf Befragen über ihre bängliche Hast hervorstottern konnten, und erst als sie sich sicher hinter der schützenden Hausthüre oder von den schirmenden Armen der Mutter umfangen sahen, beruhigten sich allmählig die erregten Gemüther

und hin und wieder guckte dann so ein neugieriges Kinderköpfchen hinter Schloß und Riegel mit weitaufgerissenen Augen den gefürchteten Gästen nach. — Auf dem Marktplatze hielt die Bande an. Die ganze Sippschaft begab sich in's dortige Wirthhaus zum „rothen Löwen" und kauderwelschte mit Wirth und Wirthin weidlich herum. Endlich schien man einig geworden zu sein. Die Arche Noa, so bezeichneten die Zuschauer witzig den Wagenkasten, wurde dem Hause näher gebracht, das abgetriebene Rößlein erhielt ein Bündlein Heu und einen frischen Trunk und wurde dann ausgespannt, doch nicht, um im Stalle die wohlverdiente Ruhe zu genießen, sondern um noch weiter den Zwecken der Gesellschaft zu dienen. In einem Tricotanzuge, der ehemals weiß gewesen zu sein schien, mit rothseidener, abgetragener Jacke und einer keck auf einem Ohr sitzenden Sammetmütze, mit großer Hahnenfeder geziert, trat nun einer der männlichen Insassen des Wagens auf den armseligen Gaul zu, schwang sich hinauf und ritt in gemäßigtem Trabe durch die Straßeu und Gassen der Stadt. Dabei blies er auf einer mißtönenden, schnarrenden Trompete, was nur sein Athem vermochte, hielt hier und da an, bis

sich ein Kreis von Neugierigen um ihn gesammelt und verkündete dann mit einer Stentorstimme folgende Neuigkeit:

„Heut Abend, präcise sieben Uhr, wird unsere berühmte Künstlergesellschaft, bestehend aus zehn Personen, im Hause des Gastwirthes zum „rothen Löwen" die schauervolle Komödie aufführen: Rinaldo Rinaldini oder der große Räuberhauptmann. Preise der Plätze für Erwachsene zwei Silbergroschen, Kinder zahlen die Hälfte. Man bittet um zahlreichen Zuspruch!" Nach dieser kunstgerechten Anzeige blies der Ausrufer eine lustig sein sollende Fanfare und setzte den armen Gaul wieder in Trab.

So ging's fort, bis so ziemlich das ganze Städtchen davon benachrichtigt war, welch' großartiger Genuß seinen Einwohnern am Abend für wenig Geld werden sollte.

Daß die bessern und gebildeten Bürger sich mit geringschätzendem Lächeln, manche auch mit heimlicher Entrüstung von dem Schreier entfernten und in ihren Familienkreisen herzlich bedauerten, daß ein solcher Unfug noch immer Statt finden könne, brauchen wir wohl nicht erst zu erwähnen. Gleichwohl gab es doch

noch Manche, die am Abende desselben Tages, so wie auch im Laufe der Woche noch mehrmals sich im „rothen Löwen" einfanden und dort den Schnurrpfeifereien zuhörten und zusahen, die von jener Bande vollführt wurden.

O Zeiten, o Sitten!

Viertes Kapitel.

Die Weinlese.

Jeder neue Abend brachte auch ein neues Stück, die alle dem ersten, dem Rinaldo Rinaldini, würdig zur Seite standen. Bald war von Raub und Mord, bald von Entführung und Verrath, bald von diesem, bald von jenem die Rede. Daß die Wahl der Ausdrücke nicht die feinste war, ja, daß man es vielmehr absichtlich darauf anlegte, allen niedrigen Leidenschaften des Menschen zu fröhnen, daß sowohl die Rede, wie die ganze Darstellungsweise dieser Künstler die schlüpfrigste war, ließ sich von einer solchen liederlichen Bande nicht anders erwarten. Und wenn sich schon im Voraus mancher ehrsame Bürger, mancher Hausvater, der auf Religion und Sitte hielt, ver-

dammend über dieses Gelichter und sein Treiben ausgesprochen, so war es gewiß nur durchaus zu rechtfertigen, wenn der Pfarrer Trautmann am nächsten Sonntage sich im heiligen Eifer über dies Unwesen aussprach, wenn er seine Zuhörer bat und beschwor, doch ja diesen wüsten Darstellungen ferne zu bleiben, damit diese Verderben bringende Bande um so eher genöthigt werde, den Ort wieder zu verlassen. In grellen, aber wahren Farben schilderte er seiner Heerde die großen Gefahren, die den Erwachsenen und mehr noch der Jugend in jenem Wirthshause drohten; er legte ihnen mit den wärmsten Worten an's Herz, wie sehr sich Jeder durch den Besuch solcher Aufführungen an seiner Seele und an Gott versündige und wie das ganze Auftreten dieser Zigeuner nur ein neuer Fallstrick, ein neues Netz des Satans sei, der dadurch manches unbewachte Gemüth allgemach verderbe.

Und die Gemeinde liebte und ehrte den nun schon ergrauten Pfarrer viel zu sehr, als daß sie bei solchen herzigen Ermahnungen sollte gleichgültig geblieben sein. Viele, die bis jetzt wohl, wenn auch vielleicht nur aus Neugierde jene Komödien besucht, schämten sich und blieben weg, so daß schließlich das Einkommen der

Zigeunerbande so klein wurde, daß sie beschlossen, die Vorstellungen einzustellen.

Ein solches Volk läßt sich aber sein Verdienst nicht schmälern und bleibt gleichgültig dabei. Wohl hatten sie die Ursache erfahren, weßhalb ihr Unternehmen nicht mehr verfangen wollte, und dabei weidlich und in den bittersten Ausdrücken auf den greisen Seelsorger geschimpft. Der Anführer der Bande hatte sich sogar in seiner Wuth zu den schändlichsten Verwünschungen und Drohungen hinreißen lassen.

„Man wird sich schon zu rächen wissen an dem Schwarzrocke!“ tobte er im Wirthshause. „Kein Wunder wäre es, wenn der Pfaff eines frühen Morgens den rothen Hahn auf seinem Hause krähen hörte! Wie kann der uns unseren wohlerworbenen Verdienst schmälern wollen? Es soll ihm schon heimgegeben werden!“ Solche und ähnliche Redensarten führten die Zigeuner noch manche gegen den braven Seelsorger, trieben aber unterdessen noch eine Weile ihr Wesen fort. Am Tage streiften die Frauenzimmer durch's Städtchen und suchten durch Wahrsagen dem Leichtgläubigen Geld, Kleidungsstücke und Nahrungsmittel abzuschwindeln, die Kinder bettelten, die Mannspersonen

führten kleine Taschenspielerkünste aus. Nebenbei stahlen Alle und am Abende gaben sie ihre liederlichen Vorstellungen. So ging's noch eine Weile fort.

Lassen wir sie einstweilen bei ihrem saubern Gewerbe und wenden wir uns einem erfreulicheren Bilde zu.

Wie schon erwähnt, lag unser Städtchen in einem Thale. Ringsum schlossen Berge dieses Thal ab. An den Abhängen derselben wuchs ein guter Wein, den die Städter auf's Beste hegten und pflegten. Gab es auch dessen nicht so viel, daß sie damit bedeutenden Handel hätten treiben können, so erhielten sie doch meist genug zum Haustrunk und konnten auch wohl hier oder da einem guten Freunde eine kleine Probe ablassen.

In diesem Jahre waren die Trauben besonders gut gerathen und daher das alljährlich stattfindende Winzerfest mit ausnehmend großer Freude gefeiert worden.

Sobald die Zeit bestimmt war, wo die Weinlese beginnen durfte, gab sich am Abhange der Berge ringsum ein frohbewegtes Treiben kund. Aus dem Städtchen zogen die, so einen Weinberg besaßen, mit Knecht und Magd, mit Verwandten und Freunden, auf Leiterwagen große,

leere Tonnen und handliche Tragkörbe mit sich führend, lachend, jodelnd und singend hinaus. Die Wagen hielten am Fuße des Weinberges, während man die Körbe an die Rebstöcke hintrug, die voll der schönsten weißen oder rothen Trauben hingen. Das blanke Messer fuhr hurtig hin und her und raubte den Reben ihre süße Last. Die glänzenden, durchsichtigen Trauben wurden in den Körben aufgehäuft, und es war ordentlich ein freundliches Wetteifern unter den Schnittern, wessen Korb zuerst bis zum Rande gefüllt sei, wer zuerst, mit seiner Last auf dem Rücken, dort unten beim Wagen ankam, um den Inhalt des Korbes in die Tonnen auszuleeren, wer dann im flinken Laufe wieder der Erste bei den Stöcken droben war, um neuerdings zu schneiden und zu füllen. Es war ein Hin- und Herrennen, ein Geschwirr und Gesummse, ein emsiges Treiben und Handthieren, als ob die ganze Gegend ein großer Bienenstaat wäre. Manch' witziges Wort, manch' harmloser Scherz, manche kleine Neckerei belebte die eilige Arbeit; jedes Gesicht strahlte von Freude, und den Gästen, die zur Weinlese herbeigeeilt waren, fehlte es im Geringsten nicht an reichlicher Unterhaltung. Nebenbei wurde auch hier und da von

der köstlichen Frucht manche Beere geschmauset, von manch' Einem diesem Weine in Pillen, wie man scherzweise die süßen Trauben nannte, tapfer zugesprochen.

So wogte und webte das Treiben den Tag über fort und erst wenn das Abendglöcklein erklang, kehrten die Winzer mit reicher Aernte zum Städtchen zurück. Hier wurden die Trauben gekeltert und wiederum labte man sich dann am herrlichen Most. Um die Zeit, als jene Bande in's Städtchen zog, war aber schon kein Most mehr zu haben; dafür erfreute man sich nun schon am „Neuen," der, aus den reinlichen „Böllchen" getrunken, köstlich mundete.

Bei vielen der Einwohner, die einen Weinberg ihr eigen nennen konnten, oder auch schon bei solchen, die nur pachtweise denselben besaßen, war es von jeher Brauch gewesen, nicht nur ein Körblein der schönsten Trauben, sondern auch später eine kleine Probe vom neuen Weine dem Seelsorger zu verehren. So hatte auch der allbeliebte Pfarrer Trautmann in jedem Jahre seine Spende aus dem Weinberge erhalten, und diesmal war sie in Anbetracht des reichen Segens, den die Weinlese gebracht, recht reichlich ausgefallen.

Einer alten Sitte gemäß hatte Pfarrer Trautmann

einige seiner nächsten Confrater eingeladen, bei ihm ein Gläschen diesjährigen Weines zu trinken. Nachmittags erschienen diese denn auch in Trautmann's Wohnung, um ein paar heitere Stunden mit einander zu verbringen. Sie ließen sich den herrlichen Trank trefflich schmecken und plauderten dabei über Dies und Jenes.

Sehr natürlich war's, daß die Herren zumeist von besondern Vorkommnissen in ihrer Seelsorge sprachen und so unterließ es Trautmann auch nicht, mit ihnen über das zu reden, was ihm augenblicklich am meisten am Herzen lag und ihm die größten Sorgen machte.

„Ihr habt wohl schon gehört," begann er, „welche saubere Bescherung unserm Städtchen in diesen Tagen geworden ist: eine echte, Verderben bringende Zigeunerbande ist bei uns eingekehrt und wird schon viel Böses gestiftet haben. Die Weibsbilder verleiten durch ihre Wahrsagerei manchen Leichtgläubigen zum strafbarsten Aberglauben, die liederlichen Kerle locken durch ihre Gauckeleien den Leuten manchen sauer verdienten Groschen aus der Tasche, und die ganze Bande gibt allabendlich sogenannte Theaterstücke in einer Weise, die ganz dazu angethan ist, den Zuschauer moralisch

zu verderben. Es ist ein gottloses Treiben, eine heillose Bande und mancher, der zu diesen Vagabunden läuft, um sich für sein Geld zu amusiren, kehrt verschlechtert und verderbt nach Hause zurück!"

„Aber hast du denn in dieser Sache nichts gethan?" fragte einer der Geistlichen. „Ich würde den Gesellen das Handwerk schon verleiden!"

„Was ich thun konnte und für meine heilige Pflicht hielt, damit habe ich keine Minute gezögert," versetzte Pfarrer Trautmann. „Von der Kanzel herab habe ich gegen dies sittenlose Gebahren geeifert, habe meinen Zuhörern das schändliche Treiben dieser Wichte im wahren Lichte vorgehalten, habe mit den beredtsten Worten auf die schwarze Sünde hingewiesen, deren diejenigen sich schuldig machten, die dem Gesindel zuhörten, kurz habe Alles gethan, was in meiner Macht stand. Und nicht umsonst. Es gehen jetzt nur noch sehr wenige hin, aber immerhin noch zu viele, ja, so lange auch nur Einer jener Bande zuläuft, habe ich keine Ruhe in meinem Gemüthe."

„Da wirst du dir aber sicherlich dies liederliche Gesindel zum entschiedenen Feinde gemacht haben," sagte ein anderer der Collegen. „So viel ich bisher

Gelegenheit hatte, diese Landstreicher kennen zu lernen, sind sie in diesem Punkte, wo man ihnen etwas in den Weg legt, äußerst empfindlich und zu allen schlechten Streichen fähig. Freilich dürfen wir uns daran nicht kehren, wo es gilt, unserer Pflicht als Seelsorger zu genügen."

„Wohl habe ich mir durch meine Schritte den vollen Haß dieser Schlechten zugezogen," sagte Trautmann. „Auch haben sie es in ihrem Aerger an Verwünschungen und Drohungen nicht fehlen lassen; allein ich denke, wenn sie auch nicht die mindeste Achtung vor unserer heiligen Religion und unserm Stande haben, so werden sie doch den starken Arm des Gesetzes fürchten und es eben bei ihren Drohungen bewendet sein lassen. Bis jetzt haben sie sich aber trotz der schlechten Geschäfte, die sie nun machen, noch nicht entschließen können, unsern Ort zu verlassen, so daß ich den Entschluß gefaßt habe, die weltliche Behörde um Schutz anzugehen, damit die ihnen die Wege weise. Gleich morgen will ich mich an dieselbe wenden und denke, man wird meiner Forderung willfahren."

Dem also geäußerten Vorhaben des Pfarrers stimmten die Confrater von ganzem Herzen bei und damit wurde dies Thema verlassen.

Die Erwähnung dieser Geschichte hatte aber bei den Collegen eine Erinnerung wach gerufen, die vielleicht sonst wohl nicht aufgetaucht wäre, nämlich die an Heinrich, den verkommenen Bruder des Gastgebers. Gar zu gern hätten sie das Eine oder das Andere über diesen wissen mögen, aber keiner vermochte es, deshalb eine Frage zu stellen. Wußten sie doch alle nur zu gut, wie viel ihr College durch diesen Bruder gelitten, und wie sie nur die alte Wunde wieder aufreißen würden durch eine Frage nach diesem. Sie unterdrückten deßhalb das Wort, so ihnen schon auf der Zunge schwebte und suchten statt dessen durch andere Gespräche die trüben Gedanken ihres Mitbruders zu verscheuchen, was ihnen schließlich auch gelang.

Die frühere Munterkeit kehrte bald wieder bei ihnen ein und sie verlebten miteinander ein paar fröhliche Stunden, die gewiß Jeder den guten Herren von Herzen gönnen wird, der da weiß, ein wie schwerer Beruf der des Geistlichen ist, wie mannigfach die Sorgen und Mühen, wie groß die Verantwortungen dieses Standes sind, wie Vieles da zu entbehren ist, dessen sich der Laie täglich erfreut.

Allgemach war die Zeit zum Aufbruche gekommen,

und in der herzlichsten Weise nahmen die Geistlichen von ihrem ergrauten Mitbruder Abschied. Bis zur Gartenthüre gab ihnen dieser das Geleite und kehrte dann in sein freundliches Studierzimmer zurück.

Hier ließ er sich in seinem Polsterstuhle nieder und hing noch eine Weile seinen Gedanken nach. Die Last der Jahre, die schon sein Haar begann zu bleichen, hatte dem Braven viel von seiner frühern Kraft und Stärke genommen, und so war's denn kein Wunder, daß er, ermüdet von dem Tagewerke und der aufregenden Unterhaltung am Nachmittage, allmählich auf seinem Sitze einschlummerte.

Die alte Haushälterin war schon zur Ruhe gegangen; es war das schon früher bei ähnlichen Gelegenheiten vom Pfarrer gewünscht worden. Er wollte ihre Ruhe nicht um ein Viertelstündchen unnöthiger Weise verkürzen; auch war er ja bis jetzt trotz seiner Jahre noch immer so rüstig gewesen, um die Bedienung seiner Gäste selbst übernehmen zu können. Auch an diesem Abende hatte Trautmann ihr angedeutet, daß sie sich, sobald sie wolle, zur Ruhe begeben könne, und so hatte sie schon eine Stunde bevor, ehe die Gäste gegangen, ihr Schlafzimmer aufgesucht. Der

greise Seelsorger war somit in seinem Gemach allein. Nichts störte seinen Schlummer. Sein reines, edles Herz lebte ja im schönsten Frieden mit Gott, mit sich und dem Nächsten. Was sollte also seine Ruhe beeinträchtigen? Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen. Dazu lag ja seine Wohnung so still und einsam, vom Garten umschlossen, von keinem Nachbarhause begrenzt, vielmehr etwas abseits von den übrigen Wohnungen, so daß also nur in muthwilliger Weise der süße Friede hätte verletzt werden können, der hier seinen Sitz aufgeschlagen, seine Fittige ausgebreitet.

Wie friedlich schlummerte er, der müde Greis! Wie lag es auf seinem ehrwürdigen Antlitze ausgesprochen, was in seligem Traum an seinem Geiste vorüberschwebte! Ein liebliches Lächeln umspielte den halbgeöffneten Mund. Die weißen, zarten Hände ruhten auf dem Polster der Sesselarme, das schneeige Haupt, vom schwarzen Sammtkäppchen bedeckt, war vorne übergeneigt; kaum hörbar athmete der Schlummernde.

Wie sanft ist der Schlaf des Gerechten!

Fünftes Kapitel.

Die schaudervolle That.

Ein schöner, klarer Herbstmorgen war angebrochen. Der frische Morgenwind spielte leise mit dem farbigen Laube der herrlichen Bäume in des Seelsorgers Garten. Das rosige Licht der aufsteigenden Sonne übergoß Thal und Höhen, zitterte und strahlte auf der blanken Oberfläche des muntern Bächleins, das leise murmelnd vom Berge in's Thal niederhüpfte. Die kleinen Sänger, die noch nicht gen Süden gezogen, schmetterten ihr lustiges Lied in die wieder erwachte Welt hinein, als ob sie sich vor dem nahen Scheiden noch einmal so recht bemerklich machen und des Menschen Herz zum Danke für den wonnigen, sonnigen Morgen auffordern wollten. Und sie erhoben

sich vom nächtlichen Lager, die neugestärkten Menschenkinder und wandten sich in frommem Gebete zu dem, der sie den köstlichen Tag wieder hatte erleben lassen. Nur ein Auge im Städtchen, ein liebes, gutes, treues Auge erschloß sich nicht wieder dem jungen Lichte. Ueber Nacht war es im Tode gebrochen und der unsterbliche Geist hatte die sterbliche Hülle verlassen. und sich einem andern Leben, dem ewigen zugewandt. —

Des Pfarrers Haushälterin verließ bei Tagesanbruch ihr Schlafzimmer und pochte nach alter Gewohnheit dreimal an die Thüre des Schlafgemaches ihres Herrn, dabei ziemlich laut den frommen, altehrwürdigen schönen Christengruß sprechend: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Der Seelsorger, der dann auch stets schon erwacht war, antwortete aber heute nicht wie sonst: „In alle Ewigkeit, Amen!“ Kein Laut drang aus dem Gemache hervor, wie gespannt die Haushälterin auch lauschte. Und ob sie auch das Pochen mehrmals mit immer stärkerm Tone wiederholte, und ob sie auch ihren frommen Gruß immer lauter sprach, da drinnen blieb's still wie im Grabe.

Was war denn das? Sollte der Pfarrer, ausnahmsweise, noch so fest im Schlummer liegen, er,

der bis jetzt nie von der Haushälterin brauchte geweckt zu werden, da er immer schon völlig angekleidet im Zimmer auf- und abschritt oder auf seinem Betschemel in heiliger Andacht vor dem Christusbilde lag und die Erstlingsgedanken des neuen Tages seinem Schöpfer weihte, wenn das Pochen an sein Ohr drang? Der Haushälterin wurde es bange und unheimlich, als sie so da stand und auf die gewohnten Töne lauschte. Da sich aber trotz all' ihrer Kundgebungen, trotz ihres ängstlichen Rufens nichts vernehmen ließ, wagte sie es, die Thüre des Schlafzimmers ein wenig zu öffnen und mit starker Stimme dem Pfarrer zu rufen. Aber auch jetzt regte und bewegte sich nichts. Zum Tode erschrocken trat sie ein und ließ ihre suchenden Blicke im Gemache umherschweifen. Doch da war Niemand zu sehen. Das Bett stand noch unberührt da. Ihr erster Gedanke war, der Pfarrer möchte wohl zu einem gefährlichen Kranken gerufen worden sein. Aber dann hätte er ja die ganze Nacht abwesend sein müssen, da er sein Lager nicht berührt. Und wann wäre es denn einmal geschehen, daß er in der Nacht zu einem Kranken gegangen, ohne sie wach zu pochen und ihr davon Anzeige zu machen.

In der größten Bestürzung eilte sie, so weit es ihre alternden Kräfte und die schlotternden Beine, die sie kaum noch tragen wollten, zuließen, hinab.

Vielleicht ist er im Garten, dachte sie, den schönen Morgen zu genießen. Der Garten aber lag friedlich und einsam da, vom Seelsorger war keine Spur zu sehen. Auch hierin getäuscht, flog sie wie ein gescheuchtes Wild wieder in wilder Hast in's Haus, um im Wohnzimmer, im Studirzimmer, kurz, überall ihre Nachforschungen fortzusetzen. Doch hier brauchte sie nicht lange zu suchen.

Eben hatte sie das Wohnzimmer nutzlos durchschritten und das freundliche Studirzimmer betreten, so sank sie unter dem herzzerreißenden Rufe: „Allmächtiger Gott!" besinnungslos zu Boden. Es war auch in Wirklichkeit ein entsetzliches Schauspiel, das sich hier den Blicken darbot.

Noch immer saß der Greis in seinem Polsterstuhle, aber seine Hände ruhten nicht mehr wie am verflossenen Abende ermüdet auf den Sesselarmen. Krampfhaft hielten sie jetzt diese umklammert, das greise Haupt hing schlaff auf die Brust herab und ein Blutstrom mußte des Priesters Kleidung getränkt

haben, denn sie war mit einer rothen klebrigen Feuchtigkeit reichlich benetzt. Der Schädel war zerschmettert und das Gehirn umhergespritzt.

Welche verruchte Hand hatte diese schreckliche That begangen? Wer hatte so mit teuflischer Bosheit einen theuren Lebensfaden durchschnitten, einem thatenreichen Leben in so furchtbarer Weise ein schnelles Ende gemacht?

Als die Greisin aus ihrer Ohnmacht wieder erwachte, stürzte sie auf den geliebten Todten zu und schrie und schluchzte, daß es einen Stein hätte erbarmen sollen. In ihrem überwältigenden Schmerz dachte sie nicht daran, irgend welche Schritte zu thun, und würde so vielleicht noch längere Zeit vor dem todten Körper gelegen und gejammert haben, wenn sie nicht durch die kräftigen Tritte, die im Wohnzimmer erklangen, gewaltsam aus ihrem Schmerze aufgerüttelt worden.

Ein Bewohner des Städtchens hatte schon am frühen Morgen seine Wohnung verlassen, war hinausgegangen, um den herrlichen Morgen im Freien zu genießen und schlug zufällig bei seiner Rückkehr den Weg ein, der an des Pfarrers Wohnung vorbeiführte. Da sah er die Hausthüre sperrweit offen stehen, da

hörte er drinnen lautes Jammern und Wehklagen und und eilte schleunigst herzu, nöthigenfalls bereitwilligst seine Hülfe anzubieten. So war er in's Haus gekommen, so trat er in's Wohnzimmer, so endlich überschaute sein Auge die gräßliche Scene. Das Blut wollte ihm erstarren im Busen, als er den allgemein beliebten Mann ermordet im Sessel sitzen sah, die jammernde Alte zu seinen Füßen, das friedliche Studirzimmer des Seelsorgers ein Ort des Schreckens, des Todes.

Nachdem die erste Bestürzung vorüber war, versuchte er es, sich von der Haushälterin durch inständiges Bitten Aufklärung zu verschaffen. Diese konnte ihm, wie wir wissen, keine geben. In hastigen Worten, unterbrochen von immer erneutem Jammern und Seufzen, unter reichlichen Thränen, erzählte sie, wie es ihr am Morgen ergangen. Nicht einmal eine Ahnung hatte sie davon, wie sich das Schreckliche zugetragen.

„Hier muß eiligst Anzeige gemacht werden,“ sagte der Bürger. „Wenn sie nicht vorziehen, mit mir zu gehen, dann bitte ich sie: Lassen sie Alles, wie sie es gefunden haben, bis ich der vorgesetzten Behörde die Thatsache berichtet und diese das Weitere verfügt hat.“

Die Haushälterin wollte sich nicht einen Augenblick von ihrem theuern Todten trennen, hatte aber nichts dagegen einzuwenden, daß der hilfebereite Mann die Wohnung sorgfältig verschloß. Nun eilte er zum Bürgermeister des Städtchens und machte diesen mit dem traurigen Vorfalle bekannt. Der glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als ihm die Schreckenspost hinterbracht wurde, brach aber, nachdem er einen Arzt des Städtchens zu sich hatte bescheiden lassen, mit diesem schleunigst auf, um den Thatbestand zu protokolliren und Weiteres zu veranlassen.

In Trautmanns Wohnung angekommen, fand er die Haushälterin noch in derselben Lage, wie sie ihm von jenem Bürger geschildert worden. Aber auch der Ermordete saß noch am alten Orte. Auf Befragen erklärte die gänzlich niedergeschlagene Alte, daß sie nicht die mindeste Abänderung im Hause seit dem Tode des lieben Herrn vorgenommen; wie sich jetzt das Haus dem Herrn Bürgermeister zeige, so müsse es auch gewesen sein gleich nach vollbrachtem Morde, kein einziges Möbel habe sie auch nur zollbreit von seiner Stelle gerückt.

Nach dieser Erklärung schritt man zunächst zur

genauen Besichtigung des ermordeten Pfarrers, bei der es sich gar bald herausstellte, daß der Edle durch irgend einen Schurken in den Kopf geschossen und durch den Schuß getödtet worden sei; denn die Kugel, die noch im Kopfe saß, hatte den Schädel dicht bei der rechten Schläfe durchbohrt und zerrissen und das Gehirn theilweise bloß gelegt, theilweise verspritzt.

Obschon auf der einen Seite das ganze Leben des Todten es fast als Sünde erscheinen ließ, wenn Jemand auch nur den leisesten Gedanken darüber hegte, ob hier nicht ein Selbstmord vorliege, so war es auf der andern Seite doch wieder strenge Pflicht des Bürgermeisters, auch diese Frage dem untersuchenden Arzte zu stellen, wenn auch nur der Form wegen. Daß der Arzt dies auf's Bestimmteste verneinte, brauchen wir dem Leser wohl nicht erst zu versichern. Also, der Pfarrer Trautmann war ermordet worden.

Es galt nun noch, alle möglichen Spuren, die vielleicht zur Entdeckung des Thäters führen konnten, aufzusuchen. Vorab mußte die greise Dienerin wieder in's Verhör genommen werden und erklären, mit wem Trautmann seit gestern zusammen gewesen. Die Haushälterin wußte nur von der Zusammenkunft der geist-

lichen Herren zu berichten. Eine fernere Frage war die, ob sie nicht wisse, daß der Pfarrer irgend einen Feind gehabt; denn an einen Raubmord zu denken, fiel hier Niemandem ein, da bei der genauen Durchsuchung des Hauses sich kein Verlust irgend welcher Werthsachen herausgestellt, vielmehr Alles, nach der Versicherung der Greisin, wie vor der Mordthat sich vorfand. Als der Bürgermeister nach einem Feinde fragte, erinnerte sie sich an manches Wort, das sie gestern bei ihrem Ab- und Zugehen aus der Unterhaltung der geistlichen Herren absichtslos aufgefangen, und sie erklärte nun dem Fragesteller: Wenn irgend Einer vielleicht den Herrn gehaßt, so müßten es die Mitglieder der Zigeunerbande gethan haben, deren Anführer sich sogar unlängst geäußert, er wolle es dem Pfarrer schon heimzahlen, daß derselbe suche, sein Verdienst zu schmälern, der rothe Hahn könne leicht eines frühen Morgens vom Dache des Pfarrhauses herunter krähen.

„Ja, ja, setzte die Arme in erneutem Schmerze hinzu, dies Volk muß den Herrn ermordet haben. Anders ist es nicht denkbar. War doch der selige Herr sonst von Allen ohne Ausnahme geliebt und geehrt!“

„Halten sie einstweilen ihr Urtheil nur ganz stille," sagte der Bürgermeister. „Ich will sofort die Bande vorführen lassen, und ist der Thäter unter ihnen, soll er gewiß nicht dem Arme des Gesetzes entgehen. Aber noch sind wir hier nicht fertig. Wie ist der Mörder hereingekommen, da sie ja erklärten, alle äußeren Thüren verschlossen gefunden zu haben, kein Fenster habe offen gestanden, — — —." „Aber, Herr Bürgermeister" fiel diesem der Arzt in's Wort, „an diesem Fenster da ist doch nicht alles in Richtigkeit."

Wirklich war an dem Fenster, dem der Lehnstuhl des Pfarrers ziemlich nahe stand, eine Scheibe eingedrückt worden und der Papierpfropfen der Schußwaffe lag auch in der Richtung von diesem Fenster zum Sessel am Boden. Somit mußte der Schuß durch das Fenster vom Garten aus geschehen sein. Sofort begab man sich in den letzteren und sah hier wirklich Spuren von Männertritten, jedoch immer nur dasselbe Fußmal dem Boden eingedrückt. Die Fußstapfen rührten offenbar nur vom Tritte ein und derselben Person her. Der Mörder war also wenigstens im Garten allein gewesen. Aber außer im Garten fand man diese Spuren sonst nirgends mehr.

Kugel und Propfen legte der Bürgermeister wieder gewissenhaft an Ort und Stelle, wo sich solche vorgefunden, ließ sich das aufgenommene Protokoll von der Haushälterin unterzeichnen, versiegelte dann das Studirzimmer und begab sich nach seinem Bureau. Hier wurden die noch nöthigen Vorkehrungen in aller Hast getroffen und der betreffenden Gerichtsbehörde sofort unter Zusendung des aufgenommenen Thatbestandes die Anzeige von der Mordthat gemacht.

Als die Polizeidiener, die der Bürgermeister sogleich zum „rothen Löwen" gesandt, dort ankamen, hörten sie zu ihrem nicht geringen Aerger, daß die saubern Vögel schon ausgeflogen. In aller Frühe, berichtete der Wirth, hatten sie das Städtlein verlassen und der Berichterstatter wollte nicht einmal wissen, wohin sie sich gewandt. Möglich, daß die Bande es ihm nicht kundgethan, da dies Volk überhaupt nicht gar zu mittheilsam in seinen eigenen Angelegenheiten ist; möglich aber auch, daß er, der die Liederlichen so bereitwillig aufgenommen, es wußte, jedoch für gut fand, den Dienern des Gesetzes es zu verheimlichen. Als diese sich jedoch mit des Wirthes Bescheid nicht zufrieden geben wollten, sondern ihn recht scharf in's

Gebet nahmen, ihm andeutend, daß es sich hier um einen gräulichen Mord handle und er die Sache nicht so leicht nehmen dürfe, erinnerte er sich endlich, daß sie gestern unter sich wohl ihre heutige Marschroute besprochen, denn er habe gehört, daß sie mehrmals die Stadt N. genannt hätten. Nach welcher Richtung sie aber abgezogen, und auf welchem Wege sie N. erreichen wollten, das könne er nicht sagen.

Was war zu thun? Schleunigst verließen die Polizisten die Stadt und eilten, was sie konnten, und erkundigten sich bei Jedem, der ihnen draußen begegnete, nach der abgezogenen Bande. Lange blieben ihre Nachforschungen fruchtlos und schon wollten sie wieder umkehren, als einer von ihnen in der Ferne die Zigeuner zu erblicken glaubte. Er hatte sich nicht getäuscht. Bald waren sie in ihrer Nähe, bald standen sie bei den Erwischten und forderten sie auf, den Weg, den sie schon seit diesem Morgen gemacht, in ihrer Begleitung noch einmal machen zu wollen, freilich jetzt zurück wieder der Stadt Oberd. zu. Allein die Rotte wollte sich hierzu durchaus nicht verstehen; es entstand unter ihnen ein Gewatschel in ihrer Gaunersprache, dem die Polizeidiener, obwohl sie kein Wort davon verstehen konnten,

doch so viel abmerkten, daß die saubere Genossenschaft es wohl sehr bedenklich fand, nochmals dem Schauplatze ihrer letzten Wirksamkeit einen freilich jetzt gezwungenen Besuch abzustatten. Und als die ausgesandten Häscher erst davon sprachen, daß es sich um eine Untersuchung handle, las man die Bestürzung auf all' den braungelben Gesichtern und wollte nun erst recht sich Keiner von ihnen zum Rückzuge bequemen. „Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt," dachten die Polizeidiener und trieben die Widerspenstigen trotz aller Gegendemonstrationen der Stadt zu.

Auch jetzt, als der Kasten mit seinen Insassen sich durch die Straßen von Oberd. bewegte, stand wieder Jung und Alt, Groß und Klein zusammen, dem Einzuge zuzusehen. Aber es war nicht mehr wie damals die Neugierde, die sie herausgetrieben; es lag ganz was Anderes ausgesprochen in diesen ernsten, grimmigen Zügen der Erwachsenen, in diesen scheuen ängstlichen Blicken der Jüngeren. Wie ein Lauffeuer hatte sich nämlich die Kunde von jener entsetzlichen That im Städtchen verbreitet und Alle mit Wehmuth und Schmerz erfüllet. Ebenso rasch hatte sich die Meinung Bahn gebrochen, daß nur die Zigeunerbande

mit diesem Morde in Zusammenhang gebracht werden könne, und als man erfuhr, daß dieselbe bei Nacht und Nebel abgezogen und die Polizei derselben auf der Fährte, da erhielt die Thatsache, daß die Gauner den Pfarrer Trautmann müßten ermordet haben, fast bei allen schon das Gewicht der Gewißheit. Deßhalb dieser Ingrimm und Abscheu, womit die zurückkehrende Bande betrachtet wurde, darum die lauten Ausbrüche der Volkswuth, als sich nach und nach noch mehr Zuschauer einfanden und sich gleichsam untereinander aufhetzten gegen die Eingefangenen. Ja, als der Zug (das Volk begleitete den Wagen) in der Nähe des „rothen Löwen" angekommen, und einige Einwohner des Ortes, freilich nicht aus der gebildeten Klasse, schrieen: „Schlagt sie todt, die Halunken, die Mörder!" — da brach ein gewaltiger Sturm los, Steine flogen schon auf den Wagen hin, der fast nicht mehr so viel Raum vor sich hatte, um noch einen Schritt weiter gelangen zu können, und nur unter Aufbieten all' ihrer Autorität konnten die Polizeidiener die Menge davon abhalten, daß nicht eine schleunige und vielleicht furchtbare Volksjustiz geübt wurde.

Zum Glück waren sie auch unterdessen auf dem

Bürgermeisteramte angekommen, wo sie durch Verschließen der Thüren einstweilen gesichert waren. Das Volk draußen verlief sich dann auch allgemach, nur Etliche harrten in eigensinnigem Trotze noch lange aus. Vielleicht hoffte auch der Eine oder Andere von ihnen noch auf das Resultat des Verhöres, das drinnen angestellt wurde. Da aber auch ihnen schließlich die Sache zu lange währte, verließen auch diese ihren Posten und kehrten heim.

So sehr sich der thätige Bürgermeister auch bemühte, durch das Verhör ein Geständniß der That aus den Zigeunern herauszubringen, so fein er auch seine Kreuz- und Querfragen stellte, um irgend einen Anhaltspunkt zu erhaschen, von dem ausgehend, er dann den Faden der Untersuchung weiter spinnen könnte, aus dem schlauen Zigeunervolke ließ sich nichts herauslocken. Er hatte sie einzeln vorführen lassen, und wohlweislich dafür gesorgt, daß der Befragte nicht eher mit den Uebrigen zusammenkam, bis Alle an der Reihe gewesen, allein seine Bemühungen blieben erfolglos. Entweder waren sie sammt und sonders, so schlecht sie sonst auch sein mochten, an der vorliegenden Sache unschuldig oder aber zu gewichst, um auch nur

durch das leiseste Wort sich eine Blöße zu geben. Genug, das Verhör endete, ohne daß der Bürgermeister irgend Einem von ihnen auch nur das Geringste zur Last legen konnte. Trotzdem gab er sie aber nicht frei. Im Laufe des Tages hatte er die Nachricht erhalten, daß morgen das Gericht zeitig da sein werde, den Befund der Sache an Ort und Stelle zu ermitteln. Da wollte er denn den Gerichtsherren auch die Zigeuner vorführen lassen, vielleicht daß sie ein Resultat erzielen könnten, wo es ihm nicht gelungen.

In den frühesten Morgenstunden erschienen auch die Herren, alles genau besichtigend und prüfend; auch von ihnen wurden die Gauner vorgenommen, allein ihre Bemühungen mit demselben Erfolge gekrönt, wie die des Bürgermeisters, das will sagen, auch sie brachten nichts bei ihnen heraus, und mußte man schließlich wohl oder übel die Bande freigeben und sogar noch unter sicherm Geleite aus der Stadt befördern lassen, damit das Gesindel nicht, wie angedroht worden, vom Volke gesteinigt wurde.

Um aber immerhin für alle Fälle sicher zu sein, erhielten die Behörden der nächsten Ortschaften, die

von den Zigeunern allenfalls einen Besuch erhalten konnten, die Weisung, die Gauner nicht aus den Augen zu lassen, damit man, wenn's nöthig, wisse, wo sie zu packen seien.

Doch hat man weiter wegen dieser That nie wieder nach den Zigeunern gefahndet; man ließ sie ungeschoren ihres Weges ziehen, da sich eben nichts gegen sie vorfand.

Waren sie wirklich unschuldig? Und wenn dies, wer war dann der Mörder? — — — —

Sechstes Kapitel.

Nicht Rast, noch Ruhe.

Ein solches Begräbniß hatte das Gebirgsstädtchen wohl noch nicht gesehen, wie das des dahingegeschiedenen Pfarrers Trautmann war. Die Geistlichkeit von nah und fern hatte sich recht zahlreich eingefunden, sämmtliche Verwandten und gar viele auswärtige Freunde und Studiengenossen waren herbeigeeilt, die traurige Pflicht zu erfüllen, dem Edlen das letzte Geleit zu geben. Das ganze Städtchen war auf den Beinen, und der Zug, der der Bahre folgte, wollte kein Ende nehmen. Die Jünglinge der Pfarrei hatten es sich nicht nehmen lassen, den geliebten Todten, dessen Sarg mit den schönsten Blumen, wie sie der scheidende Herbst nur noch zu bieten im Stande ge-

wesen und mit hübschen Laubgewinden reichlich geschmückt war, bis zur Gruft abwechselnd zu tragen. Ein Sängerchor sandte ihm seine traurig schönen Weisen in's kühle Grab nach und einer seiner Confrater, ein ehrwürdiger Greis, rollte vor den zahlreichen Zuhörern in schlichten, aber warmen Worten das wahrheitsgetreue Bild des edlen Lebens auf, das so plötzlich von kalter Mörderhand geknickt worden. Das war das beste, das reichste Lob, das dem Dahingegangenen gespendet werden konnte. Sein Leben war ein einziges Ringen nach den höhern Gütern, ein einziges eifriges Wirken zum Besten der Menschheit, ein einziges Wohlthun gewesen. Kein Wunder, daß da alle Herzen warm, alle Augen feucht wurden, kein Wunder, daß die Armen und Nothleidenden, denen der verstorbene Pfarrer in Wahrheit ein guter Hirt, ein zärtlich besorgter Vater gewesen, in lautes Schluchzen ausbrachen und jammernd noch den frischaufgeworfenen Grabhügel umstanden und mit den reichlich vergossenen Thränen die schwarze Erde feuchteten, als schon der Zug sich zur Kirche in Bewegung setzte.

Wohl selten war so andächtig und innig in dieser Kirche zum Schöpfer gefleht worden, wie jetzt beim

Traueramte. Jeder hatte ja dem Dahingegangenen irgend etwas zu verdanken und wie sollte er dies nun anders, als dadurch, daß er für die Seelenruhe des Verstorbenen ein heißes Gebet zum strengen Richter jeder Fehle emporsandte. Wenn auch das Erdenwallen Trautmanns ein überaus reines und edles gewesen, so hatte doch auch der Geistliche, der die Grabrede gehalten, an die Worte der Schrift erinnert: Selbst der Gerechte fällt siebenmal des Tages! Wer ist vor dem Allheiligen und Allerreinsten fleckenlos? Deßhalb das heiße, liebeglühende Flehen, deßhalb die vielen Gebete aus eben so vielen treuen Herzen für den Heimgegangenen. Er ruhe in Frieden! —

Pfarrer Trautmann war trotz seines vorgerückten Alters noch immer recht rüstig und gesund gewesen. Keines jener Anzeichen, die so oft schon einige Zeit vorher den gänzlichen Verfall des Körpers ankünden, mahnte ihn an die vielen Jahre, die sein Leben zählte. Nach menschlicher Voraussetzung hatte er noch manch' schönes Jahr zu verleben. So war es gekommen, daß er bis jetzt in keiner Weise etwas darüber festgesetzt, wie es bei seinem Ableben mit seiner Hinterlassenschaft gehalten werden sollte. Daß er so schleunigst

und dazu noch durch die ruchlose Hand eines gemeinen Mörders aus dieser Welt abberufen werden würde, wie hätte er daran denken können! Das Angeführte erklärt es zur Genüge, weßhalb sich kein Testament, nicht einmal eine Andeutung in dieser Hinsicht vorfand.

Die Feststellung des Vermögens hatte durch die Behörde Statt gefunden, und da man allseitig wußte, daß der Dahingeschiedene außer einer Schwester, der Mutter jenes Gottlieb, den wir zu Anfang dieser Erzählung kennen lernten, auch noch einen Bruder, den liederlichen Heinrich, gehabt, von dem man aber seit Jahr und Tag nichts mehr vernommen, — so erließ man in den öffentlichen Blättern einen Aufruf, durch welchen dieser Verschollene von dem Ableben seines Bruders benachrichtigt und aufgefordert wurde, sich zu einer bestimmten Frist Behufs der Erbschafts-Angelegenheit an Ort und Stelle zu melden. —

Schon war der letzte Tag der gestellten Frist herangekommen und noch hatte Heinrich nichts von sich hören lassen. Man glaubte schon, daß er wohl gar nicht erscheinen werde, daß auch er den Weg alles Fleisches gegangen sei. Da, als die Stunde der Ent-

scheidung heran rückte, traf er plötzlich ein. Aber war das auch wirklich der verschollene Bruder? War das der Heinrich, der damals, als er sich, wohin wußte Niemand, aus Oberd. entfernt, ein recht rüstiger Jüngling gewesen, der, wenn auch verwildert und von den Spuren seines liederlichen Lebens berührt, doch noch ein kräftiges Aeußere und eine kernige Constitution zeigte?

Der Mensch, der hier auftrat und sich für jenen Heinrich ausgab, o, das war ein elendes Geschöpf. Bleich und fahl sein Gesicht, abgemagert und hager sein Körper, schlottrig und mühsam sein Gang, ergraut und wirr das Haar seines Hauptes und des struppigen Backenbartes, der das ganze Gesicht gleichsam umrahmte, das Auge matt und glanzlos und sein Blick scheu und unstät. Hatte ihn das Laster so zusammengerissen, hatte er, von allen frühern Hülfsmitteln entblößt, ein solch' elendes, armseliges Leben führen müssen, daß er sich nun mit diesem siechen Körper herumschleppen mußte? Niemand wurde es von ihm gewahr, aber es mochte ihn auch Keiner deßhalb befragen. Zutrauen hatte er nie erregt, jetzt um so weniger. Doch mochte sein Auftreten, seine Erscheinung

sein, wie sie wollten, legitimiren konnte er sich und so durfte man ihm seinen Antheil an der beträchtlichen Erbschaftsmasse nicht länger vorenthalten.

Kaum war aber in Oberd. für ihn alles gerichtet und geschlichtet, so war er auch eines frühen Morgens wieder spurlos verschwunden. Auffallend war dies gerade nicht. Was hätte er auch in dem Städtchen suchen können, wo Niemand ihn achtete! Die Jahre, die er ehedem hier verlebt, waren den Meisten zu gut im Gedächtniß, als daß man es hätte versuchen sollen, sich ihm zu nähern. Darum konnte ihm Niemand sein eiliges Aufbrechen übel deuten. Daß er aber nicht einmal das Grab seines Bruders besucht, daß er nicht eine Thräne für den übrig hatte, dessen Hinterlassenschaft er doch gerne mit theilen helfen, das nahm ihm Jeder übel, darüber sprach man in Oberd. noch, als er schon Tage lang fort war.

Heinrich war also für die Bewohner des Städtchens, was er für sie seit einer Reihe von Jahren vor dem Tode seines Bruders gewesen, verschollen und verschwunden. Dem freundlichen Leser dürfen wir es aber schon mittheilen, daß er wenigstens von jetzt ab ein ordentliches, gesittetes, thätiges Leben führen zu

wollen schien. Er ließ sich in einem andern Lande in einer bedeutenden Handelsstadt nieder und begann dort dasselbe Geschäft, wie er es in Oberd. geführt, nur jetzt, da er die Mittel dazu besaß, in einer weit größern Ausdehnung. Sein Fleiß war ein rast-, man könnte sagen ruheloser. Am frühen Morgen war er schon bei der Hand, der späte Abend fand ihn noch geschäftigt. Dabei war er die Ehrlichkeit und Dienstfertigkeit selbst und sein Geschäft florirte von Tag zu Tag immer mehr.

Mancher Andere wäre mit diesem Loose vollkommen zufrieden gewesen. Heinrich hatte auch sicher alle Ursache, dem Schöpfer für den reichen Segen zu danken, der sein Schaffen und Wirken begleitete; er hätte friedlich und fröhlich seine Tage verbringen können. Aber nein, wir sehen bei ihm gerade das Gegentheil. Sein Auge blieb ernst, fast traurig, sein Blick behielt das scheue, unstäte Wesen, seine Gesundheit schien eher zu schwinden, als sich zu kräftigen, kurz, sein ganzes Aeußere verrieth, daß es ihm am innern Frieden, vielleicht an einem guten Gewissen fehlte.

Das war wenigstens die Ansicht, die Gottlieb

Eckert gegen seine Mutter aussprach, als er von dem kurzen Besuch, den er seinem Onkel Heinrich gemacht, heimkehrte.

„Du magst sagen, was du willst, liebe Mutter, der Oheim scheint mir trotz seines glänzenden Geschäftes, trotz dem, daß er Alles hat, was ein halbwegs genügsames Herz nur begehren kann, nicht glücklich, ja nicht einmal zufrieden zu sein. Und es muß mich meine ganze Menschenkenntniß trügen, wenn dein Bruder nicht am schlimmsten Uebel krank und leidend ist, das den Menschen nur jemals bedrückte, ich meine, am bösen Gewissen. Ob er sich nun nachträglich darüber quält, daß er dem lieben Onkel Karl, Gott habe ihn selig! in frühern Jahren so viel Verdruß und Herzeleid gemacht, oder ob etwas Anderes auf seiner Seele lastet, kann ich nicht sagen. Zugänglich ist er durchaus nicht, und leise Anspielungen, so wie theilnehmende Fragen verfangen nichts bei ihm. Ja, wenn ich wohl einmal hinwarf, wie er jetzt glücklich sein müßte, und wie er dem verstorbenen Bruder täglich aus vollem Herzen danken würde für dies Glück, da durch dessen sparsames Leben ihm seine jetzige angenehme Lage eigentlich möglich gemacht worden, überzog

ein widerwärtiges Lächeln sein Gesicht, oder seine Züge wurden wo möglich noch finsterer und abstoßender und ich merkte an Allem, wie unlieb und unangenehm ihm jede derartige Andeutung war. Was ihm fehlt, was ihn drückt, ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß er bei einem reinen Herzen wohl glücklich und zufrieden sein könnte!"

Gottlieb's Mutter suchte zwar gegen diese Ansichten ihres Sohnes anzugehen, doch sagte ihr Inneres ihr ziemlich dasselbe. Was an der Sache war, wer konnte es behaupten! —

Der Friedhof von Oberd. lag außerhalb des Städtchens, etwa zehn Minuten von diesem entfernt. Er war mit einer Weißdornhecke umgeben und durch ein eisernes Gitterthor zur Nachtzeit verschlossen. Hätte Einer denselben zu dieser Zeit besuchen wollen, er hätte nothwendig über jene Hecke klettern müssen. Auf diesem ungewöhnlichen Wege mußte also wohl die Gestalt den Friedhof betreten, die man jetzt so häufig nach einbrechendem Dunkel dort gesehen haben wollte. Bald kam Dieser, bald Jener und erzählte seinem Nachbarn geheimnißvoll, was er gesehen. Natürlich wurde dies immer bezweifelt und nur von Wenigen

glaubwürdig befunden. Und doch war es die reinste Wahrheit.

So unbequem der Weg über die Dornenhecke auch war, so wurde er doch seit einiger Zeit von Jemand gewählt, der wohl seine guten Gründe haben mochte, weßhalb er den Gottesacker nicht am Tage besuchte. Diese Persönlichkeit eilte, wenn sie die Hecke überstiegen, schnurstracks auf den prachtvollen Grabstein zu, den die Gemeinde ihrem geliebten Pfarrer Trautmann auf dessen Grabstätte hatte errichten lassen. Hier sank sie nieder, lehnte das Haupt an den kalten Marmorstein und murmelte manch' unheimliches Wort vor sich hin. Von einem frommen Gebete kam keine Silbe über die Lippen dieses Menschen. Wohl aber brach er oft in Verwünschungen seiner selbst, in Wuth und Raserei aus, zerraufte sich das Haar, zerschlug sich die stöhnende Brust und geberdete sich wie ein Wahnsinniger oder Verzweifelnder.

Mag der Mensch auch noch so rein von Sünde und Schuld sein, so überkommt ihn doch, wenn er in nächtlicher Stunde die letzte Ruhestätte seiner Mitmenschen besucht, ein unheimliches Gefühl. Das Leben weilt eben nicht gerne beim Tode und am allerwenigsten

zur Nachtzeit, die ja ohnedem keines Menschen Freund ist. Und doch lernen wir hier Jemand kennen, bei dem dies nicht der Fall zu sein scheint, den der Aufenthalt bei den Todten nicht besonders zu beunruhigen vermag, vielleicht weil sein Herz von einer fortwährenden, viel größern Unruhe gequält wird. Weßhalb trieb es ihn sonst dahin und zu einer Zeit, wo Jeder gern von da wegbleibt? Die Gräber und die darin Ruhenden ängstigen ihn nicht, aber große, sehr große Seelenangst drückt ihn aus andern Gründen. Daher sein verwirrtes Wesen, daher sein scheuer Blick, deßhalb seine gräßlichen Verwünschungen, seine Raserei und Wuth. Es muß gewaltig gähren und toben in seinem Herzen, es muß ein tiefer Gram an seiner Seele nagen, denn wie abgehärmt sieht er aus, dieser Unglückliche, wie liegen seine brennenden Augen ihm so tief im Kopfe, wie eingefallen sind die Wangen, wie welk ist sein ganzer Körper! Daß es nicht Mangel und Noth gewesen, die ihn so zusammengerafft, sieht man an seiner Kleidung, die nur Wohlhabenheit bekundet.

Wir wollen den freundlichen Leser, ohne daß es ihm deßhalb unheimlich zu werden braucht, einmal auf jenen Friedhof, zu jenem Grabmale hinführen.

Es ist eine schöne Sommernacht. Der sanfte Wind, der so leise durch die schwanken Zweige der Trauerweiden fährt und in den Kronen der Kugel-Ebereschen spielt, der so sachte über die Gräber dahinsäuselt, er hat die Schwüle des Tages verscheucht, daß die Luft kühl und erfrischend auf uns einwirkt. Der liebe Mond, diese „bleiche Flocke," steht am tiefblauen Himmel und läßt sein Silberlicht so rein und milde über die Grabsteine und Todtenhügel hinfließen. Die Sterne zucken und flimmern droben, als wären es eben so viele Seelen dahingeschiedener Menschenkinder, die jetzt mit leuchtendem, verklärtem Auge auf die Ruhestätte ihrer schlummernden Gebeine hinabblicken. Alles, alles athmet süßen, seligen Gottesfrieden. Aber das Herz des Unglücklichen, den wir wiederum am Grabmale des Pfarrers schauen, kennt ihn nicht, diesen Frieden, dies köstliche Geschenk aus himmlischen Höhen. Wie eine Schattengestalt lehnt er dort, der Unselige und in seinem Innern sind all' die bösen Geister, die ihn schon so lange quälen, losgelassen und foltern und plagen ihn ohn' Unterlaß. Treten wir noch etwas näher. Jetzt können wir auch sein dumpfes Murmeln verstehen und werden inne, mit wem wir es hier zu thun haben.

„Gemordeter Bruder, Schreckgestalt meines Lebens! O, gib mir endlich meine Ruhe wieder! Wie lange schon irre ich umher, unstät und flüchtig, gleich jenem ersten Brudermörder, der auch nicht Rast noch Ruhe fand, wo er ging und stand. Wie das Blut des frommen Abels um Rache schrie von der Erde zum Himmel hinauf, so ruft auch dein Blut täglich, stündlich zum ewigen Richter, daß er mich, den Unseligen, der in jener fluchwürdigen Stunde deinem Leben ein Ende machte, schrecklich heimsuche, strafe und verdamme. Aber bin ich denn nicht schon hart gestraft, fühle ich nicht schon alle Qualen der Verdammten? Was nützt mir dein Geld, das ich ererbt; es brannte und brennt noch jetzt in meinen Händen, und eine Stimme in meinem Innern ruft mir fortwährend zu: Es ist Blutgeld, denn du hast wegen desselben deinen Bruder ermordet. Was nützt mir mein glänzendes Geschäft; es mahnt mich nur noch stärker in jedem Augenblicke an dich, den Ermordeten? Was nützt mir Ansehen und Ehre bei den Menschen der Stadt, wo ich mich niedergelassen und die mich nicht anders kennen, denn als einen fleißigen, redlichen, treuen Geschäftsmann? Mein Herz nennt mich dennoch einen

Ehrlosen, einen schändlichen, abscheulichen Bösewicht. O, hätte ich damals deinen Rath befolgt, als du mir es in die Hand gabst, ein glücklicher Mensch zu werden! Verfluchter Leichtsinn, verwünschter Müßiggang, ihr habt mich erst zur Liederlichkeit und dann zum Morde getrieben! O Bruder, um der Liebe willen, die du mir in deinem Leben so reichlich erwiesen, hilf mir auch jetzt! Verscheuche das blutige Haupt, das mich Tag und Nacht verfolgt. Gib mir meine Ruhe wieder oder laß mich sterben. So halt' ich es nicht länger aus!"

Das waren die Worte, die der unglückliche Heinrich, als welchen ihn der freundliche Leser gewiß schon erkannt hat, am Grabe seines Bruders hervorstöhnte. Dabei rang er sich die Hände wund und durchwühlte mit wildem Ingrimm Haar und Bart und warf sich schließlich ermattet am Grabmale nieder.

Plötzlich springt er auf, blickt scheu und ängstlich um, eilt dann mit gewaltigen Schritten der Hecke zu und setzt im Sprunge hinüber. Querfeldein läuft er, der Gefolterte, und rastet nicht eher, bis er jenen Wald erreicht, der mit seinen majestätischen Eichen einen imposanten Anblick gewährt und gewiß dem Wanderer

einen angenehmen Aufenthalt zu bieten vermag. Aber Heinrich fühlt auch hier in diesen friedlich stillen Räumen keine Ruhe; auf ihn können die Worte nicht Anwendung finden: In diesen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht. Er wähnt überall den Rächer in seiner Nähe.

„Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saus't im Entsetzen zu!"

Jedes fallende Blatt macht ihn beben, jedes winzige Thierlein jagt ihm Schrecken ein. Nicht Rast noch Ruhe findet er. So streift er im Walde umher Tag und Nacht, bis ihm die Kleider zerrissen und zerfetzt vom Leibe herunterhängen. Seine Wangen sind geritzt vom Gestrüppe, durch das er sich hindurch zwängt, seine Hände sind verwundet von dem Dorngesträuch, das sie zertheilt, und seine Füße wollen ihn nicht mehr tragen. Und doch eilt er weiter, ohne Rast und Ruhe. Wohin, das weiß er selbst nicht. Er ras't drauf los, bis er endlich ohnmächtig hinsinkt.

Also nicht die Zigeunerbande oder einer aus ihr trug die Schuld an Trautmanns Tod; wie wir jetzt wissen, hat sein eigener Bruder Hand an ihn gelegt und ihn ermordet. Ein zweiter Kain in der

Sünde geißelt ihn auch, wie diesen einst, das böse Gewissen.

„Das Laster treibt ihn hin und her
Und läßt ihm keine Ruh'."

Wird er auch wie dieser erste Brudermörder zuletzt in Verzweiflung sinken oder gar Hand anlegen auch an sein eigenes, verruchtes Leben? Zu verwundern wär's nicht. Wenn Satan einmal den Menschen gefangen hält, wenn dieser sich frevelhaft ihm ergeben, wie Heinrich es gethan, dann ist es zu diesem Aeußersten nur noch ein kleiner Schritt.

Siebentes Kapitel.

Blut um Blut.

Gottlieb Eckert, von dem wir früher vernommen, daß er sich auf die Rechtskunde verlegt, bekleidete schon seit geraumer Zeit in dem Orte, zu dessen Gerichtsbarkeit auch Oberd. gehörte, eine hervorragende Stelle im Richtercollegium. Seine Collegen waren ihm ohne Ausnahme in Freundschaft zugethan, denn sie ehrten seinen Amtseifer und achteten ihn wegen seiner reichen Kenntnisse, mehr aber noch wegen seines musterhaften Wandels. Es ging ihm sehr gut; Gottes Segen ruhte sichtbar auf ihm. Ein liebes, treues Weib hatte er auf seinem Lebenswege gefunden, und ein prächtiges Söhnlein, das der Himmel ihm geschenkt, erhöhete noch sein Glück. Gottliebs Vater

war gestorben, die betagte Mutter lebte nun bei ihrem Sohne und wurde von dessen Familie, wie man zu sagen pflegt auf den Händen getragen. Alle waren untereinander in Wahrheit ein Herz und eine Seele, und wenn der selige Pfarrer Trautmann aus jenen himmlischen Höhen herabschaut auf diese seine Verwandten, so wird er es auf's Beste bestätigt gesehen haben, was er ehemals seinem Neffen Gottlieb bei jenem Besuche sagte: „Du wirst auch als Jurist viel Gutes wirken können!" Ja, das war Gottliebs Leben und Streben, so viel Gutes zu vollbringen, als nur immer in seinen Kräften stand. Davon wußte Jeder zu erzählen, der mit ihm in Berührung kam. Stand die Sache seines Clienten auch auf noch so schwachen Füßen, hatte sie das Recht zur Seite, dann ruhte Gottlieb nicht, bis dem Rechte Gerechtigkeit wiederfahren. Nahte sich die unterdrückte Wittwe, die übervortheilte, betrogene Waise, der ängstliche Arme, dem ein Reicher glaubte mir nichts dir nichts Leides zufügen zu können, — sie alle fanden an ihm die kräftigste Stütze ihrer gerechten Klage. Ebenso entschieden wies er aber auch alle diejenigen zurück, die ihm zumuthen wollten, eine faule Sache, die ihre Ungerechtigkeit schon an der Stirne

trug, zu vertheidigen. Mit schwerem Gelde war er dazu nicht zu vermögen. So war ihm sein Amt ein Amt der Ehre, sein ganzes Handeln ein Leben nach bestem Wissen und Gewissen, zum Preise Gottes und zum Wohle seiner Mitmenschen. Von allen Gutgesinnten war er deßhalb auch geliebt und geschätzt und selbst Uebelwollende konnten ihm in ihrem Herzen ihre Achtung nicht versagen.

Gottlieb bewohnte ein hübsches Haus, zu dessen vielen Annehmlichkeiten auch die gehörte, daß es mit einem schönen, großen Garten in Verbindung stand, der von Eckert und seiner Familie fleißig besucht wurde. Der lange, strenge Winter hatte ihnen diesen Genuß lange vorenthalten. Um so freudiger betrat Gottlieb nun diesen Garten, als der Frühling seinen Einzug hielt und der Winter nur noch griesgrämig nach dem verlorenen Regiment umschaute und gleichsam aus Verdruß darüber und aus kleinlicher Rache sein altes Haupt und den struppigen weißen Bart grimmig schüttelte, daß Schnee und Hagel wohl noch einmal mitten in die sonnige Frühlingsnatur hineinfielen. Aber es war dies nur ohnmächtige Wuth. Der milde Frühling lächelte diese Ueberbleibsel des grämlichen

Alten hinweg und zog mit Sang und Klang durch sein lustig aufwachendes Reich. Die Lerche trillerte hoch in der Luft und ihre freudigen Töne perlten auf die schlummernde Erde nieder, und lockten die Blümlein hervor, daß sie ihre Aeuglein erschlossen und überglücklich in den blauen Aether hinaufschauten. Und nicht sobald kleideten sie den grünen Sammtteppich der Wiese und lugten aus dem zarten, jungen Laube der Obstbäume hervor, als auch die ganze Insektenwelt erwachte und Käfer, Schmetterlinge und Bienen gar geschäftig umherflogen und sich den neuen Tummelplatz betrachteten. Die ganze Natur pulsirte in neuem Leben. Auch durch Gottliebs Brust strömte es frischer und freudiger und mit innigem Wonnegefühl durchschritt er den Garten, der im schönsten Lenzesschmucke zu erstehen trachtete. In tiefen Athemzügen sog er die reine, milde Frühlingsluft ein.

Unwillkürlich tauchte die Erinnerung an jenen Morgen in ihm auf, wo er von Bergeshöhe herniederschaute in jenes liebliche Thal, vor sich das freundliche Städtchen Oberd. Schon wollte er wie damals, fröhlich aufjauchzen, als ein anderes Bild in seine reine Freude einen dunkeln Schatten warf: der gräß-

liche Tod seines lieben Onkels. In tiefes Sinnen verloren, wandelte er auf dem schlängelnden Gartenwege dahin.

Da plötzlich knirschen hinter ihm eilige Fußtritte im Kiessande. Eben hat er sich umgewandt, als auch schon ein Mann in wilder Hast auf ihn zustürzt, sich vor ihm, ohne daß er es wehren könnte, auf die Kniee wirft, und mit gefaltenen Händen ihm zuruft: „Helfen sie mir, um Gotteswillen, lieber Neffe! Helfen sie ihrem namenlos unglücklichen Onkel Heinrich, daß der Satan ihn nicht zur Verzweiflung treibt!"

Bestürzt schaute Gottlieb auf die Jammergestalt seines Oheims, wie sie da vor ihm lag. Welch' ein Abstand war das gegen das lustig emporquillende Leben ringsumher. Während sich Kraut und Baum neu belaubt und geschmückt dem Auge zeigte, sah er hier einen Menschen in die elendesten Lumpen gehüllt; wo allüberall frisches Wachsen und Gedeihen die Natur zierte, schien dies arme Menschenkind fast nur aus Haut und Knochen zu bestehen, wo alles in der schönsten Farbenpracht prangte, zeigte sich auf diesem Angesichte Elend, Gram und Kummer und die Bläße des Todes. Mit dem herzlichsten Mitleiden hob Gottlieb den Unglücklichen vom Boden und führte ihn unter liebreichen,

tröstenden Worten in's Haus, in sein Studirzimmer. Hier angekommen, bot er dem Onkel einen Sessel an, in welchem sich dieser zunächst etwas ausruhen sollte. Schon wollte Heinrich sich in denselben niederlassen, als er, wie von einer Natter gebissen, davon zurückschnellte.

„Nicht da, nicht in diesem Sessel will ich ruhen. O, ich kenne ihn nur zu wohl, diesen Polsterstuhl, in dem mein Bruder Karl so oft nach des Tages Last und Hitze ausgeruht. Huh! ich sehe ihn noch vor mir, den freundlichen Greis, wie er friedlich schlummernd an jenem Abend in diesem Sessel saß, und ich Unseliger — — —. O, es ist zu schrecklich!"

Und mit den hagern Händen die Augen bedeckend, als wolle er das fürchterliche Bild, das an seinem innern Auge vorüberzog, dadurch verscheuchen, sank Heinrich laut ächzend und stöhnend am Tische nieder. Gottlieb, dem dies ganze Gebahren äußerst unheimlich vorkam, sprang hinzu, fing ihn in seinen Armen auf und ließ ihn sanft auf einem Stuhle niedersitzen.

„Aber so fassen sie sich doch, lieber Oheim!" redete er diesen mit aller Sanftmuth an. „Oeffnen sie ihrem Neffen unbesorgt ihr ganzes Herz, lassen sie mich wissen, was sie so tief erschüttert und bekümmert;

vielleicht gelingt es mir dann, ihnen Trost und Hülfe zu spenden!"

Heinrich ließ die Hände wieder von den Augen herabgleiten und heiße Thränen rollten über die fahlen, eingefallenen Wangen herab.

Schluchzend sagte er: „Ja, lieber Gottlieb! Deßhalb bin ich zu ihnen gekommen, mir bei ihnen Hülfe und Friede zu holen. O, gewähren sie mir die, es ist der einzige, der letzte Wunsch meines Lebens. Mein ganzes Herz will ich ihnen ausschütten; ich will ihnen gestehen, was ich bis jetzt nur meinem Gotte anvertraut habe. Wohl war es mein fester Vorsatz, nie, in meinem ganzen Leben nicht irgend einem Sterblichen auch nur ein Wort davon zu sagen; aber ich fühle, diesen Entschluß kann ich nicht ausführen. Längeres Schweigen drückt mir das Herz ab. Ich muß, ich will reden!"

Hier hielt der Gefolterte erschöpft inne; bald aber ermannte er sich wieder und begann:

„Ich brauche sie, lieber Neffe, wohl nicht an all' die Güte und Liebe zu erinnern, die mein seliger Bruder Karl mir, dem Undankbaren, von meiner Jugendzeit an, so reichlich zu Theil werden ließ. Auch ist es überflüssig, ihnen zu sagen, wie ich sie ihm stets

vergolten, bis das Maß meiner Schandthaten voll wurde und der Brave nothgedrungen Hand und Herz gegen mich verschloß. O, hätte ich mir diese harte Lehre damals zu Gemüth genommen! Hätte ich wenigstens ein anderes Leben begonnen. Vieles, vieles wäre dann anders geworden! Aber ich blieb verstockt; zu lange schon hatte ich dem Satan Gewalt über mich gelassen. Er schloß die Fesseln immer fester, an denen er mich hielt und in niederträchtigem Grimme schwur ich schon damals meinem Bruder Rache. Ich verließ Oberd. bei Nacht und Nebel und vagabundirte im fremden Lande jahrelang umher. Arbeiten hatte ich zu Hause nicht gewollt und gekonnt, in der Fremde fühlte ich noch weniger Lust dazu. Nur wenn der Hunger mich gar so gewaltig packte und das Betteln mir nichts einbringen wollte, da man meistens mich, den kräftigen, noch im besten Alter stehenden Menschen barsch abwies, nur dann bequemte ich mich wohl, irgend etwas zu unternehmen; allein der Gedanke an ein ernstes, ehrliches und redliches Ringen kam nie in meine Seele. Laßt mich, lieber Neffe, schweigen von diesen traurigen Jahren, von diesen Jahren der Schmach, des Elendes und des Müßigganges; sie waren hart und trübe,

aber lange nicht die drückendsten meines Lebens. Endlich trieb es mich wieder nach Oberd. Die lang geschworene Rache wollte ich endlich ausführen. Ein wilder Bart, mein ausgehungerter, ausgemergelter Körper, dazu noch mancherlei Vermummungen machten mich den Einwohnern unkenntlich. Im rothen Löwen kehrte ich ein, es war zu der Zeit, als dort jene Zigeunerbande ihr liederliches Gewerbe trieb. Natürlich nahm ich, der Vagabund, daran keinen Anstoß, vielmehr ergötzte mich dieses gemeine Treiben, ich war ja nur zu geistesverwandt mit diesen Gaunern. Als mein Bruder Karl als treuer Seelsorger gegen diese Bande eiferte, und dieses Gesindel, in wilder Wuth darüber, in mancherlei Drohungen und Verwünschungen ausbrach, die bald stadtkundig sein mußten, glaubte ich, es sei nun an der Zeit, meinen Rachedurst zu befriedigen. „Alle Schuld wird auf die Zigeuner fallen, wenn du es nur klug anlegst. Und überdieß hast du reelen Vortheil davon. Du erhältst deinen Antheil an der Hinterlassenschaft des Bruders, brauchst dann ferner weder zu arbeiten, noch zu betteln und bist ein gemachter Kerl."

„So redete es mir der böse Geist ein und ich

Unseliger, — ich gab seinen Einflüsterungen Gehör und vollbrachte in selbiger Nacht die blutige That." —

„Wie, um Gotteswillen, Onkel! Sie hätten den Mord an ihrem Bruder Karl vollzogen?" konnte Gottlieb sich nicht enthalten, hier erschrocken und erstaunt auszurufen.

„Ja, Gottlieb, ich war das Scheusal, das seine Hand an den Gesalbten des Herrn legte, an den eignen Bruder!" preßte Heinrich in furchtbarer Höllenqual hervor, und noch reichlicher, als vordem, stürzten die Thränen aus den unstät umherblickenden Augen." Schon in der Abenddämmerung jenes Tages umschlich ich die Pfarrwohnung, um mir eine gute Gelegenheit zur Ausführung meines Vorhabens zu erspähen. In die Nähe des Hauses gekommen, hörte ich eine lebhafte Unterhaltung, schaute vorsichtig durch's Fenster und gewahrte, wie mein Bruder im Kreise seiner benachbarten Collegen, die ich alle nur zu gut wieder erkannte, so vergnügt da saß. Vielleicht wäre ich ohne diesen Anblick doch noch von meinem Entschlusse zurückgekommen; als ich sie Alle aber so dasitzen sah, heiter und fröhlich, munter plaudernd beim Glase Wein, da fühlte ich so recht den Abstand zwischen mir und

meinem Bruder, erkannte sein Glück und bedachte mein tiefes Elend, und Bitterkeit und Haß umnachteten meine Seele noch mehr. „Was hat er denn vor dir voraus, daß du in Noth und Schmach dein Leben verbringen sollst, während er seine Tage in Frieden und Freude, sorglos und mit Wohlbehagen verbringt?“ So raunte Satan mir zu und stachelte mich zu wildem Grimme. Ich konnte kaum den Augenblick abwarten, wo die andern Geistlichen den Bruder verließen. Fast wäre ich von ihnen entdeckt worden, so nahe schritten sie an meinem Verstecke vorüber. Wollte Gott, sie hätten mich gesehen und mein Vorhaben vereitelt. Als sie weggegangen, kehrte ich auf meinen Lauerposten am Fenster zurück und gewahrte, wie sich Karl in jenen Sessel dort niederließ und bald entschlummerte. Jetzt ist es Zeit, dachte ich, jetzt oder nie. Eine Fensterscheibe, die ich zuvor mit Schmierseife überstrichen, um das Klirren des fallenden Glases zu verhüten, war schnell eingedrückt. Ich holte mein scharfgeladenes Pistol hervor und der Schuß krachte durch die Nacht. Nur zu gut hatte ich gezielt. Die Kugel war in's Gehirn gedrungen und der Kopf theilweise zerschmettert. In rasender Eile entfernte ich mich vom Fenster, kehrte

aber nicht zum rothen Löwen zurück, sondern verließ das Städtchen und rannte die ganze Nacht hindurch immer weiter. Ueber Stock und Stein, bergauf, bergab ging die Flucht, bis ich meilenweit vom Ort meiner Schandthat entfernt war. Erst dann kam ich zur Besinnung; erst dann erwachte ich aus meinem Sinnestaumel. Aber wie greulich war dies Erwachen! Alle Qualen der Hölle wütheten in meiner Brust. „Mörder, gemeiner Brudermörder!“ sauste und brummte es in meinen Ohren. Der schlafende Greis mit dem zerschmetterten Hirn stand überall vor mir und sein blutiges Haupt gönnte mir nicht Rast noch Ruhe. Immer weiter trieb mich meine Angst, von Ort zu Ort, von Land zu Land. Ich stürzte mich in's dichteste Gewühl der Städte, um gewaltsam den Richter in meiner Brust zum Schweigen zu bringen. Aber umsonst. In jedem Menschen glaubte ich meinen Ankläger zu sehen. Ich wähnte, jeder Begegnende müsse es mir von der Stirne ablesen können, daß ich ein feiger, elender Brudermörder sei. Und wieder floh ich das Menschengewühl und durchstrich des Waldes Einsamkeit, Ruhe und Friede suchend, aber nicht findend. Am lichten Tage wünschte ich die dunkle Nacht

herbei; doch kam sie, so war ich erst recht in Aufregung und Angst. Die Nacht hatte meine blutige That gesehen, die Nacht war meine größte Feindin. In ihr seufzte und stöhnte ich nach dem freundlichen Tageslicht, nach dem dämmernden Morgen, immer ohne Rast und Ruhe. Allmälig gelang es mir, soviel Herr meiner selbst zu werden, daß ich mich wenigstens wieder unter den Menschen scheinbar ruhig bewegen konnte. Aber Friede fand ich keinen mehr, selbst dann nicht, als ich in den Zeitungen jenen Aufruf an mich las und also schließen durfte, daß Niemand in mir den Thäter gesucht. Als ich meinen Erbschaftsantheil erhalten, fing ich, wie sie wissen, mein früheres Geschäft wieder an, in der Hoffnung, durch ein thätiges, geregeltes Leben mir die verlorene Ruhe wieder erkaufen zu können. Doch auch das Mittel schlug nicht an. Ruhe habe ich nicht, Ruhe werde ich nicht finden. Nur sie können mir dazu verhelfen, lieber Neffe, und ich bitte dringend, gewähren sie ihrem unglücklichen Onkel diese Hülfe."

Gänzlich abgemattet schwieg Heinrich und schaute den Neffen mit bittenden, fragenden Blicken gar wehmüthig an. Dieser konnte sich sobald nicht aus seiner Bestürzung

herausfinden. Endlich versetzte er: „Gräßliches haben sie mir da mitgetheilt und wenn ihre Rede nicht so schauervoll vernünftig gewesen, sollte man glauben, sie seien von Sinnen gekommen. Armer, armer Pfarrer! Durch die Hand dessen, den du so sehr geliebt, ist dein Leben verkürzt worden; doch, was nützt jetzt alles Lamentiren und Wehklagen? Unsere schwersten Seufzer wecken den Guten nicht wieder auf, unser tiefster Jammer rufen ihn nicht wieder zum Leben, machen Geschehenes nicht ungeschehen. Wie ich ihnen aber, Onkel Heinrich, wieder zu Ruhe und Friede verhelfen könnte, weiß ich wirklich nicht. Ich kann sie da nur auf Gottes Barmherzigkeit verweisen. Zu ihr müssen sie rufen Tag und Nacht, zu ihm, dem Allerbarmer, müssen sie sich in heißen Reuethränen wenden. Er hat dem Sünder Verzeihung verheißen, wenn auch seine Verbrechen an Zahl wie der Sand am Meere und roth wie Scharlach wären. Kehren sie zu ihm zurück, dann werden sie wieder Ruhe finden für ihre gefolterte Seele!"

„Längst habe ich den Weg eingeschlagen, lieber Gottlieb," entgegnete Heinrich, „und hoffe auch, Verzeihung erlangt zu haben. Selbst daß ich heute zu ihnen gekommen, daß ich sie um Hülfe anspreche, halte ich für

den Fingerzeig dieses allbarmherzigen Gottes. Er hat mich zu ihnen gleichsam hingezwungen. Er hat mir zugerufen: „Wer Blut vergossen, dessen Blut soll auch vergossen werden!" Und diesem Rufe will ich folgen. Nicht dem Neffen habe ich so eben meine Mittheilungen machen wollen, nein, dem Richter legte ich ein offenes Bekenntniß ab, damit er mich dem Gerichte übergebe und ich dort büßen kann, was ich verschuldet. Nur der Tod löscht meine Blutschuld aus, gibt meiner Seele Ruhe und Frieden und, so hoffe ich, die volle Verzeihung meines Gottes wieder. Gerne will ich deßhalb das Blutgerüst besteigen, um in und mit meinem Blut meine Schuld abzuwaschen. Dazu verhelfen sie mir, lieber Neffe!"

Soviel Gottlieb dem Unglücklichen auch zuredete, um ihn dem Leben zu erhalten, Heinrich blieb bei seiner Bitte. Und als ihm Gottlieb das Versprechen gab, alles, was in seinen Kräften stehe, für ihn thun zu wollen, um ihm ein mildes Urtheil zu erwirken, bat der Onkel mit aufgehobenen Händen, Gottlieb möge nichts zu seinen Gunsten versuchen, vielmehr möge er alles thun, um sein Todesurtheil zu beschleunigen; das nur werde ihm den Herzensfrieden und die Aussöhnung mit Gott erwirken.

Als alles Zureden fruchtlos blieb, ja, als Heinrich

Erven, Franz,

Nicht Rast, nicht Ruhe! Erzählung

Regensburg [1894?]